
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

November 11/2004

Aus dem Inhalt

Heiner Koch „Völker wandern zu deinem Licht..“	321
Josef Herberg Halloween, Allerheiligen, Allerseelen	323
Eckhard Bieger Bonifatius	329
Elisabeth Jünemann Altern - (K)ein Thema für die Pastoral	336
Felix Genn Kirche und Handel...	343
Josef Feindt / Konrad Mohr Mehr als ein Knast-Kunst-Kalender	348
Literaturdienst: Reinhard Kürzinger / Bernhard Sill: Das große Buch der Gebete	351

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Dr. Josef Herberg, Pützfelder Weg 24, 53177 Bonn |
P. Dr. Eckhard Bieger SJ, Offenbacher Landstr. 224, 60599
Frankfurt a. M. | Prof. Dr. Elisabeth Jünemann, Seeblick 37,
56745 Bell | Bischof Dr. Felix Genn, Bischöfliches General-
vikariat, Zwölfling 16, 45127 Essen | PR Josef Feindt,
Nordstr. 158, 47798 Krefeld

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof
12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen,
Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner
Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Domkapitular
Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MwSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe ist ein Prospekt des Herder Verlag
beigelegt.

Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Heiner Koch

„Völker wandern zu deinem Licht..

...und Könige zu deinem strahlenden Glanz.

**Alle kommen von Saba, bringen Weihrauch und Gold
und verkünden die ruhmreichen Taten des Herrn“ (Jes 60,3.6 b)**

So prophezeit es Jesaja. Faktisch aber kommen zur Krippe nur drei Sterndeuter, von denen später nichts mehr zu hören sein wird. Statt des großen Herrschers finden sie ein kleines Kind im armseligen Stall von Betlehem, das bald auf der Flucht sein wird vor König Herodes. Und dennoch – trotz dieser Unscheinbarkeit – setzt mit dem Weg der Drei Weisen der Pilgerweg der Menschheit zu Christus ein. Sie, die ersten Christuspilger, gehen ihn stellvertretend für alle Menschen und Völker, sie eröffnen den Weg der Menschheit zu Christus. In ihnen ist die Menschheit an der Krippe angekommen: die vielen Menschen, die nach ihnen zur Krippe pilgerten und die vielen, die auf ihrem Lebensweg das Kind in der Krippe noch nicht gefunden haben.

In diesem stellvertretenden Dienst der Drei Weisen aus dem Morgenland wird deutlich, wie wesentlich der Stellvertretungsgedanke für das Verständnis unseres Menschseins ist. Jeder von uns ist in die menschliche Gemeinschaft hinein verwoben und alles, was er tut oder lässt, hat Auswirkungen nicht nur für ihn, sondern für die ganze Menschheit. Auf dieser wesenhaften Solidarität eines jeden Menschen mit der gesamten Menschheit baut auch das theologische Stellvertretungsbewusstsein Israels auf: Es versteht sich auserwählt zum Heil aller Völker. So werden in Abraham alle Geschlechter der Erde gesegnet (vgl. Gen 12,3; 18,18; 22,18), und sogar sein Versagen wird zum Ansporn für die Heiden (vgl. Röm 9-11). „Der Erwählungspartikularismus dient dem Heilsuniversalismus“ (Lothar Ullrich: Stellvertretung, in: Lexikon der Katholischen

Dogmatik, Freiburg i. Brsg., 1991³, 479).“ Im Schicksal des Gottesknechtes erkennt Israel seine eigene Sendung und erfährt das Mysterium der Stellvertretung als den wahren Kern seiner geschichtlichen Existenz: Verstoßen, zertreten und missachtet legt es Zeugnis ab vom dem einzigen Gott und wird gerade von der nationalen Katastrophe des Exils her in zunehmenden Maße zum Licht der Völker, das die Botschaft Gottes bis an die Enden der Erde trägt. So deutet sich der Gedanke an, dass die Erwählung Israels zugleich eine Berufung zur Diakonie des Leidens ist, dass sie Erwählung um der anderen willen bedeutet“ (Joseph Ratzinger: Stellvertretung, in: Heinrich Fries, (Hg.): Handbuch theologischer Grundbegriffe, München 1963, 569).

Auf dem Hintergrund dieses Bewusstseins Israels, wesenhaft Stellvertreter zu sein für die ganze Menschheit, verstand auch Jesus sein Leben und sein Sterben. Er lebte die uneingeschränkte Gemeinschaft des Menschen mit Gott nicht für sich allein, sondern stellvertretend für alle Menschen. In Christus „trat Gott wesenhaft-personal an die Stelle des Menschen, um von dieser Stelle aus als Gottmensch in einzigartiger Weise die Menschheit heilhaft vertreten zu können“ (Leo Scheffczyk: Glaube als Lebensinspiration, Einsiedeln 1980, 420). Er trat an die Stelle der Sünder. In ihm, der vollkommen die Gemeinschaft mit Gott lebte, ist die gesamte sündige Menschheit in der Gemeinschaft mit Gott „angekommen“.

In dieses stellvertretende Sein und Wirken Christi gibt sich die Kirche hinein. Als sein Leib stehen wir mit ihm in diesem Dienst der

Stellvertretung für alle Menschen. „Die Identität der Kirche ist nicht etwas neben ihrer Stellvertretung, sondern das, was Kirche zur Kirche macht, ist ihre Stellvertretung“ (Karl-Heinz Menke: Stellvertretung, aa0. 447).

Als Kirche Jesu Christi leisten wir damit heute den gleichen Dienst der Stellvertretung, den die Drei Weisen aus dem Morgenland als erste Christuspilger für die ganze Menschheit geleistet haben:

- Wenn immer mehr Menschen ihr Leben himmellos gestalten, halten wir wie die Drei Weisen Ausschau, um die Spuren Gottes in unserer Welt zu entdecken.
- Wenn immer weniger Menschen nach Gott fragen, suchen wir wie die Drei Weisen weiter nach ihm, um Christus immer näher zu kommen.
- Wenn immer weniger Menschen sich auf den Weg zu Gott machen, brechen wir zu ihm auf, weil wir hoffen, auf diesem Weg ihn zu finden
- Wenn immer weniger Menschen niederknien, um Christus anzubeten, ist es unsere vorrangige Aufgabe, vor dem Kind in der Krippe niederzufallen und ihm die Ehre zu geben.
- Wenn sich unsere Gesellschaft immer weniger nach den Geboten Gottes richtet, ist es unsere Aufgabe, andere Wege zu gehen, weil sie uns von Gott geboten sind.

Gerade in einer Zeit, in der die Zahl der christlich Glaubenden in unserer Gesellschaft immer kleiner wird und die Rolle der Kirche scheinbar immer unbedeutender, wird das Bewusstsein und der Dienst der Stellvertretung für alle Menschen und für unsere Kirche immer wichtiger, auch um nicht in Selbstzweifel und Resignation zu verfallen. Als Kirche stehen wir damit in der Nachfolge Christi und in der langen Reihe der Christuspilger, die hinter den Drei Weisen aus dem Morgenland auf dem Weg zur Krippe sind.

Liebe Leserinnen und Leser,

für viele Menschen hat sich der Vorabend des Festes Allerheiligen als Halloween in den Bewusstseinsvordergrund geschoben. Wie kann Kirche auf solche Erscheinungen konstruktiv reagieren? Auf dem Hintergrund einer zweijährigen Erfahrung berichtet **Dr. Josef Herberg**, Leiter des Katholischen Bildungswerks in Bonn, von einem in diesem Jahr schon zum dritten Mal durchgeführten Projekt auf der Basis eines Auswertungsgesprächs mit dem beteiligten Liturgen und Kirchenmusiker, einem Volkskundler, einer Jahrespraktikantin sowie dem Bonner Professor für Pastoraltheologie.

Vor 1250 Jahren wurde der Hl. Bonifatius, der Apostel der Deutschen, umgebracht. Dieses Gedenkjahr ist Anlass für **P. Dr. Eckhard Bieger SJ**, Leiter des Medienprogramms der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen/Frankfurt, ihn in seinem vielfältigen Missionswirken vorzustellen und immer wieder die Linien bis in die Gegenwart auszuziehen. Bonifatius – kein „toter“ Heiliger, sondern einer, der Fragen an die missionarische Pastoral der Kirche von heute stellt und ihr Impulse zu geben vermag.

Prof. Dr. Elisabeth Jünemann, Dozentin für Fundamentaltheologie, Theologische Ethik, Anthropologie und Katholische Soziallehre an der KFH NW Paderborn, stellt die Frage nach der Bedeutsamkeit des Themas „Altern“ für die Pastoral und die Konsequenzen, wenn es wirklich zum Thema gemacht wird. Sich seiner anzunehmen, ist nicht nur ein mögliches Feld, sondern eine Kernaufgabe der Pastoral.

Die Vorweihnachtszeit lässt wieder einmal deutlich die Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Kommerz aufkommen. Ihr stellt sich der Essener **Bischof Dr. Felix Genn** in einer eindrücklichen Stellungnahme.

Einen Einblick in die Gefängnisseelsorge anhand eines ebenso spannenden wie bewegenden Projekts bieten **PR Josef Feindt** und **Pfarrer Konrad Mohr**, die an der JVA Krefeld arbeiten.

Mit herzlichem Gruß

Ihr



Josef Herberg

Halloween, Allerheiligen, Allerseelen

Gemeinsame Betrachtung eines Experimentes

Schon im Vorfeld wurde das Vorhaben kontrovers diskutiert, als im Herbst 2002 drei Veranstalter (Katholisches Bildungswerk Bonn, Citypastoral Bonn und Amt für rheinische Landeskunde) mit dem Plan einer kulturell-religiösen Präsentation zum Vorabend von Allerheiligen (Halloween) im Bonner Münster an die Öffentlichkeit gingen. Die schließlich von vielen als überzeugend empfundene Qualität der Veranstaltung und der zahlenmäßig überwältigende Erfolg des Abends haben dazu geführt, dass alle ablehnenden Stimmen revidiert oder relativiert wurden. Auch im Kölner Generalvikariat fand man den Bonner „Versuch über Halloween, Allerheiligen und Allerseelen“ zunächst bedenklich, am Ende aber wurde er auch dort als gelungene kritische Rezeption einer neuen Entwicklung in der Volkskultur empfunden. Das positive Echo führte dazu, dass 2003 wieder ein Versuch gemacht wurde, diesmal unter der Überschrift „Schrecklich schön“. Und am 31. Oktober 2004 geht man unter dem Motto „In Angst und Schrecken: Hoffnung“ in die dritte Runde. Die drei Veranstaltungen haben ihre Konstanten in der Verbindung von Literatur, Instrumental- und Vokalmusik, biblischen Texten, einem geistlichen Wort, dem Wechsel von Dunkelheit und Licht in Kreuzgang und Basilika sowie Elementen einer Prozession, an der sich die Besucher der Veranstaltung beteiligen können. Hinzu kamen an einem der Abende ein solistisch dargebotener Ausdruckstanz und eine aufwändige Lichtinstallation sowie beim

ersten der Versuche zwei informative Kurzvorträge über Halloween. Weitere Einzelheiten des Verlaufs mitzuteilen und die Argumente, die für einen solchen Weg sprechen, systematisch darzulegen, überfordert den Umfang dieses Artikels.¹ Ich beschränke mich auf Stimmen aus einem Auswertungsgespräch der Veranstalter vom Februar 2003 und verbinde sie in den Fußnoten mit einigen weiteren Quellen, um das Interesse der Leser an diesem Weg zu wecken.²

Ausgangspunkt

Seinen Ausgangspunkt für die Überlegungen zum Halloween-Experiment fand Wolfgang Bretschneider in der Frage, „ob nicht die Kirche ein gesteigertes Interesse an dem haben müsste, was sich in dem neuen Phänomen Ausdruck verschafft. Wir waren der Meinung, die Kirche solle sich von Halloween provozieren lassen.“ Sabine Schöbler, als Jahrespraktikantin kurz vor der Veranstaltung zur Vorbereitungsgruppe hinzustoßen, kennt die Partys zu Halloween und „fand es äußerst interessant, die Seite zu wechseln und sich herausfordern zu lassen zu einer ganz anderen Veranstaltung, die das Phänomen nicht ablehnt oder ausblendet, sondern aus christlicher Sicht dazu Stellung bezieht.“ Walter Fürst hat ein pastoraltheologisches Interesse zu der Veranstaltung geführt. Seine Fragestellung formuliert er im Kontext der Sakramententheologie. Wie können die Sakramente einerseits authentisch gefeiert und andererseits so gestaltet werden, dass sie Menschen von heute in ihrem Leben treffen? Fürst ist in seiner Sakramentenvorlesung „einmal mehr auf den plausiblen Gedanken gestoßen, dass das Alt-Überlieferte als solches nur durch eine ständige Neu-Inkulturation zu bewahren ist.“ Ihm ist klar, dass sich hier sofort die schwierigen Grundprobleme eines jeden Inkulturationsprozesses melden: „Wie ist die überkommene Glaubenstradition mit der Religiosität und Transzendenzbedürftigkeit des je heutigen Menschen zu vermitteln und umgekehrt? Welche Spannungen bauen sich

auf zwischen tradierten Sakramenten und ihrem aktuellen Vollzug als religiösen Ritualen? Rituale antworten einem in der Natur des Menschen liegenden, elementaren Bedürfnis. Sakramente aber sind primär ein heilsgeschichtliches „Ge-Denkmal“ (frz. *mémorial*), das in der Form eines Rituals oder Handlungssymbols vollzogen wird und insofern mit den natürlichen religiösen Bedürfnissen des Menschen vermittelt sein muss.³ Nach meiner eigenen Ansicht lassen neue Phänomene, die in der säkularen Kultur vorkommen, die Kirche zu häufig kalt. Alle kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungen gehen die Kirche elementar an. Darum sollte sie hellhörig darauf achten, in welcher Weise neue Situationen auch eine neue Chance bilden, den Zeitgenossen die Botschaft des Christentums zu präsentieren, was vor allem gilt, wenn es um Kulturphänomene geht, die von den jungen Generationen getragen werden.

Die nicht unmittelbar theologischen oder pastoralen Motive, die zu dieser Veranstaltung führten, sind ebenfalls zur Geltung zu bringen. Fritz Langensiepen, der Leiter des Amtes für rheinische Volkskunde, geht auf Grund seiner Forschungen davon aus, dass Halloween letztlich neben den quasi-karnevalistischen und kommerziellen Interessen auch deshalb bei jungen Menschen so schnell viele Anhänger gefunden hat, weil sich hier Rituale finden, die im aufgeklärt-geheimnislosen Leben wieder das Unerklärbare und Mysteriöse thematisieren. So hat das Amt, das dem Landschaftsverband Rheinland untersteht und seit Jahrzehnten der religiösen Volkskunde große Aufmerksamkeit widmet, volkskundliche und sozialpsychologischen Sachverstand in die Vorüberlegungen eingebracht. Seine Mitarbeiter wollten unmittelbar verfolgen und dokumentieren, wie damit begonnen wird, eine Brücke von der neuartigen Volkskultur Halloween zur christlichen Verkündigung zu schlagen. Der Volkskundler Alois Döring war „auch persönlich sehr an dieser Veranstaltung interessiert, da das Thema nun endlich von kirchlicher Seite aufgegriffen wurde“, abgesehen von der Halloween-Filmnacht für

Jugendliche in Altenberg, die schon seit einigen Jahren von der Kölner Jugendseelsorge veranstaltet wird. Der Volkskundler, der seit Jahren in Sachen Halloween umfangreiche Forschungen angestellt hat, interessierte sich nicht zuletzt deshalb für die Mitwirkung an dem Experiment, weil er Halloween historisch erforscht hat und inzwischen von dem engen geschichtlichen Zusammenhang zwischen Halloween und Allerheiligen überzeugt ist.⁴

Ziele in der Vorbereitung

„Es gibt Leute, die behaupten, die Partyfeiern interessiere gar nicht, wo Halloween herkommt. Das stimmt nicht. Viele sagen, weil es keltisch ist, weil's etwas Uraltes ist, feiern wir Halloween. Diese Entstehungsgeschichte wird immer wieder verbreitet und ist auch im Internet häufig zu lesen. Ich wollte dem entgegenreten und versuchen zu zeigen, dass der Bezug von Halloween zu dem Allerheiligenfest oder Allerseelenfest viel elementarer ist als alle Verbindungen zu keltischen Traditionen.“ Anders als Alois Döring formuliert Wolfgang Bretschneider ein originär pastorales Ziel: „Nach meinen Beobachtungen geht es bei Halloween um die letzten Fragen nach Leben und Tod, Anfang und Ende, also um den Sinn meines Lebens. Diese Fragen liegen allen Kulturen und Religionen zugrunde, und am 31. Oktober sollten sie artikuliert und erfahrbar gemacht werden, nicht bloß intellektuell, sondern auch emotional. Darum waren wir bemüht, die Menschen mit all ihren Sinnen anzusprechen und zu aktivieren. Den Verstand, das Herz und die Sinne: Sehen, Hören, Schmecken, Riechen, Gehen, Sitzen, also sämtliche menschlichen Bewegungen und Haltungen.“ Sabine Schößler hat sich um die literarische Gestaltung des Abends gekümmert: „Es gibt eine unglaubliche Fülle von guten Texten von den meisten Schriftstellern über den Tod. Dabei fiel mir vor allem die Parallelität der Motive in der Literatur und im Halloween-Kult auf. Der Tod wird dargestellt als Person, als Grippe, als Schreckge-

spenst, um nur wenig zu erwähnen. Dieser Befund bestätigt, dass es bei Halloween um Leben und Tod geht.“⁵

Bei seinen Recherchen im Vorfeld der Veranstaltung war Walter Fürst unter anderem darauf gestoßen, dass Allerheiligen ein altes Osterfest ist und ursprünglich im Mai gefeiert wurde: „Es ist der christentumsgeschichtliche Beitrag der Iro-Schotten, etwa im 10. Jahrhundert das Fest in den Winter gelegt zu haben, um – wenn es in der Natur dunkel wird – die Schöpfung mit der Hoffnung auf die im Glauben verheißene Neuschöpfung zu konfrontieren... Ich habe mich gefragt: Welche Bedeutung haben im Zusammenhang mit Halloween diese Totengerippe und dieses ausgelassene Treiben? Irgendwie geht es bei Halloween, so wie es sich im Verlauf der Zeit kulturell entwickelt und dabei teilweise seinen ursprünglichen christlichen Kontext verlassen hat, um die Artikulierung exzessiver Lebenssehnsucht angesichts heimlicher und unheimlicher Todesahnungen. Mit diesen Gedanken im Kopf bin ich in die Veranstaltung gegangen. Von daher hat mich dann natürlich das ‚Dies irae‘ sofort stark angesprochen, aber auch das Feuer in der Dunkelheit, die klagenden oder auch brüllenden Passagen des Saxophonspiels und die stürmischen Kaskaden der Orgelmusik – im Kontrast zum Schweigen.“

Auch mir war bei diesem ersten Versuch das Todesmotiv das wichtigste. Die Überschrift „Totengeister und Ewigkeit“ sollte die Verbindung Halloween, Allerheiligen und Allerseelen betonen. Dadurch traten zunächst andere Motive, die auch zu Halloween gehören, in den Hintergrund, zum Beispiel der Jahreskreis, der Neuanfang und die Faszination des Dämonischen. Was die Verbindung des Todes mit der Auferstehungshoffnung angeht, so bin ich nach wie vor der Meinung, dass nicht nur die „Gesellschaft“ mit der Auferstehungsbotschaft ihre Schwierigkeiten hat, sondern dass sich diese in der Kirche selber wiederfinden. Für die Veranstaltung hieß das: Die Todesangst sollte in diesem kirchlichen Vollzug vorkommen. Man muss gewissermaßen erst in die Tiefe steigen, bevor das Licht der Hoffnung seine

Wirkung entfalten kann. Darum stand das „Dies irae“ im Mittelpunkt unseres ersten Experimentes. Keine liturgische Komposition ist in der neueren Musik so häufig rezipiert worden wie das Requiem und speziell das „Dies Irae“. Erst in der darin ausgedrückten Spannung zwischen der Angst, verloren zu sein und im Gericht nicht zu bestehen, und der Hoffnung auf Erbarmen und Rettung kann die Botschaft von der Auferstehung als „Angebot“ formuliert werden. In der Veranstaltung sollten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auch nicht unter Bekenntniszwang gesetzt werden; vielmehr sollte eine ganze Bandbreite von möglichen Einstellungen zu Tod und Vergänglichkeit vorkommen.

Erlebnis und Reflexion

In der Auswertung kommen wir ausführlich auf die Wirkungen und Nachwirkungen des Experimentes zu sprechen. Sabine Schöber fasst als Stimme der jungen Generation ihren Eindruck so zusammen: „Es war natürlich ganz anders als die gängigen Halloweenpartys. Ich habe diese Veranstaltung als atmosphärisch dicht erlebt. Die einzelnen Elemente der Veranstaltung – Wort, Musik, Vortrag – passten gut zusammen und konnten tatsächlich eine Spannung, wie sie eben beschrieben wurde, erzeugen. Die existentielle Angst vor dem Nichts wurde ebenso erlebbar wie die Hoffnung auf Leben, ohne dadurch ersteres zu verdrängen.“ Wolfgang Bretschneider geht vor allem auf den Raum ein: „Ich habe die Gegebenheiten des Bonner Münsters als großes Geschenk erfahren, beeindruckend und nachdenklich stimmend. Hier sind viele Jahrhunderte mit ihren Erfahrungen greifbar: Der Kreuzgang mit seiner Gruft für die Pfarrer, die am Münster Dienst getan haben, die Basilika selbst und der Münstersaal. Die drei Aktionsorte waren bestens geeignet, der Dramaturgie – nicht zuletzt der des Lichtes – überzeugenden Ausdruck zu geben. Den Teilnehmern war Raum gegeben für Bewegungen und Prozessionen, für Wege als Sinnbilder menschlicher Existenz. Diese Erfahrungen ließen für den Ein-

zelen viel Raum für eigene Gedanken und Assoziationen. Die Dynamik des Abends hatte hier einen ihrer wesentlichen Gründe.“ Die Feststellung von Alois Döring geht in ähnliche Richtung: „Die Atmosphäre schon zu Beginn im Kreuzgang, die Prozession, besonders das Saxophon. Es war eindrucksvoll, dem Saxophon langsam in die Kirche zu folgen und sich so auf das Weitere einzustimmen. Die Spannung zwischen der Musik und den Vorträgen, also auch zwischen dem Ansprechen von Gefühl und Verstand, und auch die Beleuchtung, das passte einfach alles gut zusammen.“ Wichtig für das atmosphärische Gelingen des Abends war das abschließende Feuer im Kreuzgang: Es hat mich betroffen gemacht, wie lange viele Leute am allmählich niederbrennenden Feuer verweilten. Dass die Teilnehmer darauf so reagierten, hing wohl mit der starken Assoziation ans Osterfeuer zusammen. Wolfgang Bretschneider sagt dazu: „Ich selber dachte auch an Vergänglichkeit, an neues Leben und an den Funken der Hoffnung. Feuer ist zusammen mit dem Licht, das es spendet, das Ur-symbol. Stärker als in diesem Kontext des Kreuzganges kann es kaum wirken.“

Walter Fürst äußert sich u. a. zur Zusammensetzung des Publikums: „Es bestand nicht in erster Linie aus „event-suchenden“ Jugendlichen, sondern mehrheitlich aus jenen Leuten, die auch in die Museen zu gehen pflegen, die Interesse an gediegener Kultur haben. Aber ich bemerkte da auch nicht einfach die alternden Bildungsbürger. Ich sah durchaus auch „Künstler-Typen“. Dies ist, meine ich, in der Kirche doch eher eine überraschende Wahrnehmung.“ Der Pastoraltheologe äußert auch eine einschränkende Bewertung: „Lassen sich kurze Bildungsvorträge – die ich übrigens hoch interessant fand – direkt mit liturgie-ähnlichen Elementen verbinden? Ich bin natürlich sehr dafür, dass man so etwas ausprobiert und fand das Experiment sehr anregend und hoch interessant, aber spürte doch eine erhebliche Spannung zwischen Bildungsveranstaltung und Liturgie. Über diese Verbindung muss m. E. nochmals gesprochen werden.“ Darauf erwiderte ich im Gespräch unmittelbar: „Die Ver-

anstaltung sollte auf keinen Fall eine Liturgie sein; die Teilnehmer hatten die Möglichkeit, an einigen Stellen etwas Liturgisches zu erkennen, wenn sie wollten; aber es war auch möglich, das Liturgische gar nicht wahrzunehmen, wenn einem die Liturgie fremd war.“

Ästhetische Qualität

Die ästhetische Qualität spielte in den Vorüberlegungen, bei der Wahl der Darstellungsformen und folglich im Auswertungsgespräch mit die größte Rolle. Walter Fürst schlägt eine Unterscheidung vor „...zwischen der allgemeinen ästhetischen Dimension, deren Qualität durch die Ansprache aller Sinne sehr hoch war, und der glaubens-ästhetischen Dimension, die hin und her schwankte zwischen Religiosität und Glaubensbotschaft. Der Versuch, an etwas Vorhandenes anzuknüpfen und das pastorale Anliegen einzubringen, ist in der Ansprache und den Bibeltexten sowie dem „Dies irae“ recht gut gelungen. Inzwischen ist mir aufgegangen, dass da noch grundsätzlicher nachzudenken wäre. Zum Beispiel werden mit den Kürbissen – wie an Ostern mit den Ostereiern – religiöse Volksbräuche in den kirchlichen Vollzug der Festzeit aufgenommen. Dann habe ich noch einmal recherchiert und gemerkt, dass die Verbindung noch tiefer liegt. Die Bezeichnung ‚Ostern‘ kommt von aurora (Morgenrot). Austria (Österreich), Osten, das ist alles derselbe Wortstamm. Die naturale Symbolik des Sonnenaufgangs wird schon im Namen zur Basis der christlichen Glaubenssymbolik, da sich die Festbezeichnung ‚Ostern‘ auf die Auferstehungsfeier beim Morgenrot bezieht. Meine Frage lautet also: Unter welchen Bedingungen wird eine naturale Basissymbolik zum Glaubenssymbol? Und inwieweit ist in dieser Veranstaltung zu Halloween da und dort so etwas geschehen, dass etwa die mit den Stichworten ‚Licht im Dunkeln‘, ‚Leben im Tod‘ und ‚Lebenssehnsucht und Todesangst‘ angegebene Basissymbolik zum Symbol der Glaubenshoffnung wird? Und glau-

bensästhetisch ist es mir noch unklar, ob es bei Halloween um einen Wechsel in eine andere Kultur und eine kritische christliche Stellungnahme dazu geht, oder ob da etwas ist, das uns zugleich die Lebensrelevanz von Allerheiligen zurückbringen kann.“ Soweit Walter Fürst. Angestoßen durch einen Artikel von Michael Gassmann mit der Überschrift „Allerheiligabend“⁶ bin ich selber allerdings recht eindeutig zu der Überzeugung gelangt, dass Halloween eine Chance dafür bietet, Allerheiligen im Erleben der Katholiken wieder wichtiger werden zu lassen. Um es knapp zu sagen: Ostern hat die Auferstehung Jesu zum Thema, aber die Frage, wie die Menschen als einzelne und als Gemeinschaft in diese Lebensbewegung des Auferstandenen hineingenommen werden, das lässt sich vielleicht noch besser mit der Feier von Allerheiligen und Allerseelen verbinden; lag u. a. in dieser Einsicht vielleicht die pastorale Weisheit der irischschottischen Mönche!?

... innert unserer Zeit, um auf unsere Zeit zu wirken⁷

Am Beispiel von Halloween wurde bei uns inzwischen viel über das Verhältnis gesprochen, das kirchliche Veranstalter zum „Zeitgeist“ einnehmen sollen. „Das Trittbrettfahren mit dem Zeitgeist hat noch niemandem geholfen!“ So deutlich wie dieser Kritiker unserer Veranstaltung haben es nicht alle ausgedrückt... Aber welche Kriterien lassen sich formulieren für die pastorale Annäherung an den Geist der Zeit oder für das Distanzhalten zu ihm? Sabine Schöblier steigt mit einer These in die abschließende Gesprächssequenz ein: „Wenn man den Zeitgeist – ein Begriff, der für mich nicht negativ besetzt ist – nicht ernst nimmt und schaut, was an Sehnsüchten und Ängsten dahinter steckt, nimmt man die Menschen in ihrer Befindlichkeit nicht ernst. Christliche Verkündigung gründet in einem unbedingten Ernstnehmen des Menschen, ohne dies wäre sie gar nicht möglich. Wenn man nicht da ansetzt, wo Menschen tatsächlich Fragen und Interessen haben, dann vergibt man Chan-

cen.“ Bevor die Theologen weiter zu Wort kommen, hier einige Sätze von Alois Döring: „Als Brauchtumsforscher geht es mir darum: Was gebiert dieser Zeitgeist? Was oder wie manifestieren sich gesellschaftliche, politische, kirchliche, theologische usw. Entwicklungen im Brauch- und Festgeschehen unserer Zeit? Ich vertrete nicht wie frühere Brauchtumsforscher die Meinung, Bräuche seien in uralter Zeit entstanden und unveränderbar. Vielmehr gehe ich von Entwicklungsprozessen aus, die auch heute weitergehen. An Halloween kann man es beobachten; es gibt dazu verschiedene Schlagworte. Es wird genannt der Zusammenhang mit der sogenannten Eventkultur oder der Spaßgesellschaft; oder Halloween wird als Ausdruck der Globalisierung gesehen, was ja bei vielen Bräuchen eine Rolle spielt. Das sind für mich in diesem Zusammenhang die relevanten Aspekte. Die Frage, ob wir mit einer Halloween-Veranstaltung dem Zeitgeist auf den Leim gehen, stellt sich nur aus kirchlicher Perspektive.“ Kardinal Faulhaber, so erzählt Walter Fürst, habe in einem Hirtenbrief geschrieben „Vox temporis vox Dei“, und sei damit tragischerweise in die Falle (der Nazis) gerannt. Der Pastoraltheologe fährt fort: „Es gibt eine elementare Zeitstruktur des Christlichen. Christen leben in der Zeit als einer Zeit der Entscheidung. Auch die zentrale Stellung der Hoffnung deutet darauf hin, wie sehr wir in den Bedrängnissen der Zeit stehen. Die Zeitfrage ist dabei nicht bloß eine Frage des Für und Wider zum Zeitgeist. Karl Rahner hat immer betont: Diese unsere Zeit ist auch ein Produkt der Christentumsgeschichte und man muss zuerst einmal sehr genau unterscheiden: Was ist Folge unserer christlichen Botschaft, die sich vielleicht sogar gegen die Kirche durchgesetzt hat, und was ist ein Misserfolg, ein Abfall vom ursprünglichen christlichen Geist? Deswegen bin ich sehr froh, dass das Konzil uns auffordert, die ‚Zeichen der Zeit‘ zu deuten. Es gibt Todeszeichen und Lebenszeichen. Ihre Beurteilung ist keineswegs immer eindeutig möglich. Manche Todeszeichen enthalten im Kern schon neue Lebenshoffnung und umgekehrt. Das Verhältnis zum Zeitgeist ist also

sehr ambivalent. Insofern sind die Veranstalter dem Zeitgeist überhaupt nicht auf den Leim gegangen. Vielmehr haben sie durch die Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist und in ihrer Reaktion darauf begonnen, die Botschaft selbst zu reformulieren.“

Wolfgang Bretschneider geht auf den biblischen Topos zurück: „Jesus klagt seine Zuhörer an und sagt, alles andere wisst ihr zu deuten, die Vorboten des Regens z. B., aber die Zeichen der Zeit könnt ihr nicht deuten. Jetzt ist die Frage: Warum können sie die Zeichen nicht deuten? Welches sind die Kriterien dafür? Hier müssten wir ansetzen. In Kirchenkreisen herrschen viele Ängste, es könnte etwas auf uns zukommen, was wir noch nicht kennen, das, wenn wir es ernst nähmen, eine Veränderung mit sich brächte. Deshalb soll lieber alles mehr oder weniger so bleiben, wie bisher. Doch genau das ist die falsche Therapie. Wir haben die Zeichen der Zeit zu deuten und Kriterien zu entwickeln, um die Zeichen der Zeit überhaupt wahrzunehmen, ihre Ambivalenz zu konstatieren und uns einzugestehen, dass es schwer ist, richtig darauf zu reagieren. Ich bin fest davon überzeugt, dass jede Zeit auch Zeit Gottes ist – ‚Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit‘ – dass wir da ganz tolle Dinge erkennen können, die uns Mut und Motivation für Perspektiven und Visionen geben.“ Zu unserer Auswertung ging ich gleich, nachdem ich aus Köln von einem Gespräch mit jungen Seelsorgern nach Bonn zurückgekehrt war. In Köln stand die Frage im Mittelpunkt, ob man eigentlich auch an anderen Orten und in „normalen“ Pfarreien eine solche Veranstaltung zu Halloween erproben sollte. Nachdem wir vieles ventiliert hatten, machte ich den Seelsorgern einen Vorschlag: „Halten Sie in Ihrer routinemäßigen Konferenz von Zeit zu Zeit ein Rundgespräch über die Frage, was Sie in den letzten Wochen an Äußerungen gehört und gesehen haben, in denen die Menschen ihre Sehnsucht nach Heil und Heilung ausdrücken. Sie werden dann wahrnehmen, welche große Sehnsucht heute da ist und wie reich unsere Zeit an Fragen ist, auf die wir, wenn wir sie uns zu Herzen gehen lassen, in der Tradition des Christentums

und in den Geschichten des Glaubens Antworten finden.“ Wenn wir nicht ganz falsch liegen, stellt Halloween eine dieser heutigen Fragen dar.

Anmerkungen:

- ¹ Für Interessierte gebe ich einige Anschriften an, bei denen sie sich weitere Informationen beschaffen können. Unter www.halloween-im-rheinland.de hat das Amt für rheinische Landeskunde seine Forschungen zu Halloween veröffentlicht; die Informationen werden weiter aktualisiert. Unter info@bildungswerk-bonn.de können per Email Informationen über die drei erwähnten Veranstaltungen nachgefragt werden. Die Veranstaltung „Totengeister und Ewigkeit – Versuch über Halloween, Allerheiligen, Allerseelen“ am 31.10.2002 wurde getragen von: Kath. Bildungswerk Bonn, Citypastoral Bonn, Amt für rheinische Landeskunde des Landschaftsverbandes Rheinland.
- ² Die Beteiligten am Auswertungsgespräch waren: Dr. Wolfgang Bretschneider (u. a. Professor für Liturgie und Kirchenmusik an der Musikhochschule in Düsseldorf und zweiter Organist am Bonner Münster), Dr. Walter Fürst (Professor für Pastoraltheologie an der Universität Bonn), Dr. Alois Döring (Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Amt für rheinische Landeskunde), Sabine Schößler (Diplomtheologin und Diplomsozialarbeiterin, bis November 2003 Jahrespraktikantin im Kath. Bildungswerk Bonn) und der Autor des Beitrags. Von den Genannten war nur Walter Fürst nicht an der Planung und Durchführung der ersten Veranstaltung beteiligt. Ich danke den Gesprächspartnern für die Erlaubnis, ihre Äußerungen in gekürzter Fassung zu zitieren.
- ³ Damit bezieht sich W. Fürst auf Leonardo Boff: Kleine Sakramentenlehre, Düsseldorf 1978, und: Joseph Ratzinger: Die sakramentale Begründung christlicher Existenz, Freising 1966. Ein Nachtrag zum theologischen und historischen Hintergrund: Walter Fürst, Art. Allerheiligen – Allerseelen, in: Katholische Glaubensbibel, hrsg. von W. Fürst und J. Werbick mit einem Geleitwort von Kardinal Lehmann. Rheinbach 2004, S. 288–291.
- ⁴ Döring wörtlich im Auswertungsgespräch: „Wir führen seit 1998/99 eine Langzeitdokumentation durch und haben schwerpunktmäßig Interviews in Aachen, Köln, Bonn bei Jugendlichen, Party-Besuchern, Aktiven, die an Halloween unterwegs sind, und an einigen Schulen geführt. Die Ergebnisse der Umfragen haben wir ins Internet gestellt. Wir haben verschiedene Aspekte genauer betrachtet, u. a.: Warum wird heute Halloween gefeiert und was sind die wichtigsten

Elemente des Feierns: Kostümierung und die vielen anderen Requisiten, die Dekorationen z.B. von Häusern mit Kürbissen. Im Rahmen dieser Untersuchung, die wir weiterführen, habe ich mich besonders der Erforschung der historischen Entwicklung von Halloween gewidmet, da ich im Bereich der Brauchtumsforschung sowohl aktuelle Entwicklungen betrachte als auch stark historisch arbeite. Meine Erklärung ist sicherlich noch nicht der Weisheit letzter Schluss, weil die Quellenlage zu dürftig ist.“

- ⁵ Von mehreren sehr eindrücklichen Zitaten, die wir in die Veranstaltung aufgenommen haben, sei ein kleiner Abschnitt wiedergegeben: „Für den heutigen westlichen Menschen, auch wenn er kerngesund ist, erzeugt der Gedanke an den Tod eine Art Hintergrundgeräusch, das sein Gehirn erfüllt, sobald die Pläne und Wünsche weniger werden. Mit fortschreitendem Alter wird die Gegenwart dieses Geräusches immer aufdringlicher; man kann es mit einem dumpfen Rauschen vergleichen, das manchmal von einem Knirschen begleitet wird.“ (Michel Houellebecq: Elementarteilchen, Köln ²1999, 92.
- ⁶ Die Frankfurter Allgemeine Zeitung brachte am Tag der Veranstaltung, dem 31.10.2002, eine Feuilleton-Kolumne mit dieser Überschrift.
- ⁷ „Wir müssen innert unserer Zeit stehen, um auf unsere Zeit zu wirken.“ Diese prägnante Forderung von Johann Baptist Hirscher (1788–1865, Theologieprofessor in Freiburg und Tübingen) zitierte Walter Fürst im Gespräch.

Eckhard Bieger

Bonifatius

Missionar und Baumeister Europas

Ein englischer Benediktiner entschließt sich im Jahr 716 mit 40 Jahren, aufs Festland zu gehen und die Friesen und Sachsen zu missionieren. Durch politische Schwierigkeiten nach dem Tod Pippins II. wird seine Missionstätigkeit unmöglich. Er kehrt nach England zurück, wird zum Abt von Nursling gewählt und kehrt 718 wieder auf den Kontinent zurück. Er holt sich zuerst bei Papst Gregor II. einen Auftrag und beginnt in Hessen und Thüringen zu missionieren. Er stellt jedoch fest, dass die fränkische Kirche einer Reform bedarf, ehe die Mission weiter nach Osten erfolgen kann. Er holt sich seinen Auftrag vom römischen Papst, wird in Rom 722 zum Bischof geweiht, ist jedoch von den fränkischen Hausmeiern abhängig, Karl Martell, Karlmann und Pippin d. J., ohne die er keine Synoden einberufen noch Reformen durchsetzen kann. Am 5. Juni 754, vor 1250 Jahren, wird er von friesischen Strauchdieben umgebracht. Er wird Apostel Deutschlands genannt. Seit 1869 versammelt sich an seinem Grab die Deutsche Bischofskonferenz. Was hat dieser Mann geleistet, dass die deutsche Kirche auf ihn wie einen Gründer sieht, auf den die deutschen Bischöfe wie auf ein Fundament bauen? Er hat überhaupt die Bistümer rechts des Rheins gegründet. In Köln, Mainz, Speyer, Worms, Straßburg hatte es um 600 die ersten Bischöfe mit germanischen Namen gegeben, die oft das Amt an ihre Söhne vererbten. In Bayern gab es bereits Umriss von Bistümern, jedoch hatten die irischen Missionare zwar östlich des Rheins missioniert, auch Priester geweiht, jedoch die Kirche wie in Irland um die Klöster herum aufgebaut. Viele der geweihten Priester zogen umher, waren jedoch keinem Bischof unterstellt. Zuerst in Bayern gründete

Bonifatius die Bistümer Regensburg, Passau, Freising und Salzburg und später Eichstätt und unterstellte den Klerus einem Bischof. 732 erhält Bonifatius das Pallium eines Erzbischofs und damit das Recht, Bischöfe zu weihen und Synoden einzuberufen. Weitere Gründungen sind die Bistümer Büraburg, Erfurt, das später an Mainz ging, sowie Würzburg.

Trennung des christlichen vom heidnischen Kult

Die größte Aufgabe sah Bonifatius darin, den christlichen Kult von der Verehrung von Bäumen, der germanischen Götter und anderen Praktiken zu unterscheiden und die Christen davon abzubringen, neben Jesus auch Wotan und Freya zu verehren, ein Problem, das bereits Martin von Tours 350 Jahre vor Bonifatius zu lösen versucht hatte. Für diese Aufgabe, die sich Bonifatius gestellt hatte, steht das Fällen der Donareiche (Donar=Thor) zu Geismar. Ein schneller Erfolg war nicht zu erwarten, erst besser ausgebildete Priester, die überhaupt Latein verstanden, waren die Voraussetzung. Deshalb verfolgte Bonifatius sein Ziel durch Klostergründungen, neben Fulda Amöneburg, Fritzlar, Ohrdruf und die Frauenklöster Tauberbischofsheim, Kitzingen und Ochsenfurt

Diözesane Strukturen

Von dem Bonifatiusjubiläum hatten sich die deutschen Bischöfe missionarische Impulse versprochen. Da Bonifatius selbst Bischof war, müsste ein missionarischer Impuls von den Bischöfen ausgehen. Für welche Probleme können die Bischöfe Anleihen bei Bonifatius machen? Die deutsche Kirche ist wie keine andere organisiert und hat allein schon dadurch, dass die bischöfliche Verwaltung die Einkünfte aus der Kirchensteuer verwalten kann, großen Einfluss auf die Priester wie die Laien im kirchlichen Dienst. Durch Seelsorgeämter und andere zentrale Einrichtungen hat der Bischof einen

erheblichen Einfluss auch auf die Seelsorge vor Ort. An den Schulen gibt es Religionsunterricht, die Vorbereitung auf Erstkommunion und Firmung wird in den Gemeinden sorgfältig wahrgenommen. Die deutschen Bischöfe haben offensichtlich ihre Aufgaben im Sinne des Bonifatius erledigt.

Die Frage der heidnischen Kulte stellt sich nicht in gleicher Weise wie von 1200 Jahren. Östlich des Rheins gab es damals keine Städte. Diese entstanden erst im Hochmittelalter. Die Menschen lebten meist auf Gehöften, so dass noch nicht einmal Dörfer Ansatzpunkte für den Aufbau kirchlicher Strukturen boten. Die Kirchen waren in der Hand des Adels, der auch die Priester auswählte und wie Angestellte behandelte. Das ist heute anders. Aber sind die heutigen Strukturen der Seelsorge für die Stadtregionen noch angemessen? Anders als im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts leben und arbeiten die Menschen nicht mehr in einem Stadtviertel, so dass der Zuschnitt der städtischen Pfarreien sich nicht mehr mit dem Lebensraum der Bewohner deckt. Viele arbeiten in der Stadt, haben aber im Umland gebaut. Wohnnahe Geschäfte können sich nicht mehr halten, weil die Familien in Einkaufszentren fahren, wo sie den Großeinkauf direkt im Auto verstauen können. Kinder besuchen, spätestens ab dem 5. Schuljahr, eine weiter entfernt liegende Schule, zu der sie von den Eltern oder durch einen Bus gebracht werden müssen bzw. als Fahrschüler mit der Bahn unterwegs sind. Wie der Lebensmittelladen um die Ecke haben auch die meisten städtischen Pfarreien ihre Funktion verloren. Ein Bonifatius mit Organisationstalent und Durchsetzungskraft müsste das bisherige deutsche Pfarrsystem für die neuen Erfordernisse umbauen. Das geschieht jetzt zwar, erzwungen durch den fehlenden Priesternachwuchs, jedoch als Mangelverwaltung, nicht als seelsorgliche Initiative. Anders als zur Zeit des Bonifatius müssen nicht Kirchen gebaut, sondern eher abgerissen werden. Das ist in vielen Fällen kein Verlust, da viele Kirchen wie andere Zweckbauten der sechziger und siebziger Jahre bereits in ihrer Bausubstanz so marode sind, dass sie nur mit

hohem Aufwand saniert werden können. Die kirchlichen Räume sollten da eingerichtet werden, wo die Menschen sich bewegen. Die mittelalterlichen Kirchen liegen heute meist in den Einkaufszentren und sollten nicht mehr nur als Räume für die Anwohner, sondern für alle Menschen verstanden werden. Kirchliche Jugendarbeit hat wahrscheinlich ihren Platz in den großen Schulkomplexen. Die Präsenz der Kirche in der Arbeitswelt muss völlig neu konzipiert werden.

Die Seelsorger

Bonifatius musste nicht nur gute Bischöfe finden, sondern die Priester davon abbringen, neben den christlichen Sakramenten weiter die heidnischen Kulte zu betreiben. Das war deshalb doppelt schwer, weil die Priester von den adeligen Grundherren eingesetzt und ganz von ihnen abhängig waren. Allerdings erhielt Bonifatius auch Unterstützung, vor allem durch Karlmann, so dass die wichtigen Synoden stattfinden konnten. Trotz der Unterstützung durch die fränkischen Hausmeier scheiterte ein Teil der Reformen am Widerstand des fränkischen Adels. Die Hausmeier selbst mussten sich gegen diesen Adel durchsetzen und bauten auf die Unterstützung der Kirche. Diese Herrschaftsbasis hat der Kirche nicht nur Schaden zugefügt. So beendeten später die sächsischen Kaiser den Niedergang des Papsttums, das im 10. Jahrhundert zum Spielball der römischen Familien geworden war. Erst die gregorianische Reform im 11. Jahrhundert führte zur Trennung von Staat und Kirche und damit zu einer größeren Selbstbestimmung der Kirche.

Käme Bonifatius heute nach Deutschland, würde er wirksame Mittel einsetzen, um eine größere Zahl junger Menschen für den Priester- und Ordensberuf zu gewinnen. Es liegt wohl nicht mehr am allgemeinen Bildungsstand, dass es so wenig Nachwuchs für die Aufgaben der Kirche gibt. Das Modell der kirchlichen Gymnasien als Weg zum Priestertum und Ordensberuf hat in der jetzigen Form keine Kraft mehr. Offensichtlich warten

die Verantwortlichen, dass sich von selbst etwas ändert. Das hätte Bonifatius sicher nicht getan. Ein weiteres Problem müsste eine Reorganisation der deutschen Kirche lösen, nämlich den Seelsorgern und Seelsorgerinnen einen eigenen Platz zu geben. Seelsorger müssen nicht alle Priester sein, selbst der hl. Franziskus war kein Priester, auch Benediktiner waren nicht mit Notwendigkeit Priester. Die Seelsorge durch die Theologen und Theologinnen, die sich fälschlich Laien nennen, obwohl sie nicht einfach zum Volk gehören, kann sich erst entfalten, wenn sie ihren Platz erhalten. Die neuen, größer gewordenen pastoralen Räume schaffen dafür die Voraussetzung.

Lesen als christlicher Grundvollzug

Bonifatius reiste in einem Land ohne Schriftkultur. Die schreibkundige römische Bevölkerung des römischen Reiches hatte sich in den Wirren der Völkerwanderung südlich der Loire und nach Italien zurückgezogen. Bücher erhielt Bonifatius aus England. Es waren ihm die wertvollsten Geschenke. 735 schreibt er an die Äbtissin Eadburg, die ihm aus England Bücher geschickt hatte: „Wer die finsternen Winkel der Völker Germaniens durchziehen muss, würde in die Schlinge des Todes fallen, wenn er nicht als Leuchte für die Füße und als Licht auf seinen Wegen das Wort Gottes hätte.“ Bücher werden erst das fränkische Reich über einen politischen Zweckverband zur Erhaltung der Vorherrschaft der Franken hinausführen und den kulturellen Aufschwung des Mittelalters ermöglichen. Alkuin, ebenfalls ein Engländer, wird als Kulturminister Karls d. Gr. die Buchproduktion in den Klöstern in Gang setzen. Die karolingische Renaissance hatte als Grundlage, dass die Bücher der antiken Schriftsteller und der Kirchenväter abgeschrieben und damit die Fundamente des Mittelalters als kulturelle Epoche gelegt wurden. Die Lesekultur und damit die kulturelle Basistechnik für eine christliche Glaubenspraxis ist bei den nachwachsenden Generationen in die Krise geraten. Fernsehen und

Computerspiele sind für die Kinder und Jugendlichen wesentlich attraktiver als ein Buch. Jedoch reißt die Lesekultur nicht erst mit den Kindern und Jugendlichen ab, sondern es fehlt in einem Großteil der Familien das Vorbild der Eltern. Auch die Generation über Sechzig verbringt durchschnittlich vier Stunden vor dem Fernsehapparat. Die Zeitungen spüren den Rückgang deutlich, sie haben in den letzten Jahren 3 Millionen Leser verloren. Die Veränderungen blieben zuerst unbemerkt, sie werden zwar durch Umfragen aufgedeckt, aber erst wenn die Schulleistungen einbrechen und Schulabgänger nicht mehr die Voraussetzungen für eine Lehrlingsausbildung mitbringen, wird das Problem deutlich. Wenn die katholische Kirche ihrer abendländischen Tradition treu bleibt, wird sie entschiedener eine Mitverantwortung für die Kultur übernehmen und ihre Bildungseinrichtungen zur Lösung des Problems einsetzen. Lesen bleibt die entscheidende Kulturtechnik, die auch für das Internet Voraussetzung ist. Durch Lesen wächst der einzelne in die Kultur und in den christlichen Glauben. So heißt es in der Benediktregel Nr. 48 über die Mönche: „Von Ostern bis zum 1. Oktober verrichten sie morgens nach der Prim bis ungefähr zur vierten Stunde die notwendigen Arbeiten. Von der vierten Stunde aber bis zur Sext sollen sie frei sein für die Lesung.“ Im Winter wird die Zeit für das Lesen vorgezogen. Fragt man nach der Lesekultur der Hauptamtlichen in der Kirche, wird man wahrscheinlich feststellen, dass sie sehr viel mehr Zeit in Konferenzen als mit dem Lesen verbringen.

Mit Bonifatius gewinnt auch die abendländische Klosterregel das entscheidende Gewicht, die den Aufbau des Abendlands wesentlich geprägt hat.

Die benediktinischen Wurzeln

Bonifatius ist selbst Benediktiner und war in englischen Klöstern Lehrer, er hat eine Grammatik und eine Metrik verfasst. Beim Concilium Germanicum, das von Karlmann einberufen worden war, empfiehlt Bonifatius

die Benediktregel. Karl d. Gr. und Ludwig der Fromme werden sie für das gesamtfränkische Reich vorschreiben und durchsetzen. Die irischen Klosterregeln werden verdrängt. Das Besondere der benediktinischen Regel ist die im „Ora et Labora“ gefundene Verbindung von Jenseitsorientierung und Weltgestaltung. Die irischen Regeln waren zu wenig an der Welt interessiert. Um eine christliche Kultur aufzubauen, um als Ausbildungs-, Gesundheits- und landwirtschaftliche Zentren die Entwicklung eines Landstrichs zu leisten, bot sich die Benediktregel an. Bevor Städte entstanden, die Bettelorden im Hochmittelalter die Seelsorge in den Städten neu gestalteten, waren die Benediktinerklöster die spirituellen und kulturellen wie auch die wirtschaftlichen Zentren. Benediktinisch heißt, dem Tag eine lebbare Struktur zu geben, die Zeit für das Gebet frei zu halten, auch mit den Händen zu arbeiten und das Leben in einen Rahmen zu stellen, dessen Fundament die Bibel ist. Kontinuität, nicht ständige Veränderung, den christlichen Lebensprinzipien zu trauen, ist das nicht das Heilmittel gegen den Termindruck, den ständigen Wechsel, die immer neuen Reformen, die doch nicht lange tragen und bald durch Reform der Reformen ersetzt werden müssen? Christlich lässt sich das moderne Durcheinander nur bewältigen, wenn es einen festen Bestand gibt, der nicht nur als Feiertagsgewand herausgeholt wird, sondern dem Alltag eine Basis gibt. Kann man angesichts der Erscheinungen des sog. modernen Lebens als Christ überhaupt noch Zeitdruck, die vielen unnötigen Besprechungen, das Übermaß an Regelungen verantworten? Die Benediktregel umfasst neben dem Vorspann 73 Kapitel, die meist kürzer als eine Seite ausfallen. Das funktioniert seit 1500 Jahren.

Rom als Bezugspunkt

Bonifatius hat sich im weltanschaulichen Durcheinander des fränkischen Reiches in Rom verankert. Motiv war, direkt an die apostolische Tradition anzuknüpfen. Der Glaube, wie er in Rom gelehrt und gelebt

wurde, sollte der Maßstab für die Reform werden. Wegen der Mischung christlicher und heidnischer Kulte war die römische Liturgie ein entscheidender Rückhalt. Die Verbindung des fränkischen Reiches mit Rom sollte das Fundament für das christliche Abendland werden. Es dauerte keine fünfzig Jahre, bis der Papst den fränkischen König Karl zum Kaiser krönte und damit einen Schutzherrn gewann, nachdem der Kaiser in Byzanz zu sehr geschwächt war. Die Verbindung des germanischen Nordens mit der Kultur des Mittelmeerraumes brachte die Synthese hervor, die wir Mittelalter nennen und als geistige Wurzel Europas sehen. Karl d. Gr. und sein Kultusminister Alkuin erhielten aus Italien die Handschriften, die dann in den Klöstern des fränkischen Reiches abgeschrieben wurden. Auch die liturgischen Bücher wurden aus Rom ins Frankenreich gebracht sowie Sängere für den Choral in den Norden geholt. In der Reformation zerbrach diese Synthese, die selten ohne Spannung war. Das Gegen- wie das Miteinander von Papst und Kaiser prägten das Mittelalter.

Grundlegung Europas

Das Abendland ist eher zufällig christlich geworden, bzw. ohne das Christentum hätte sich kein Abendland als kultureller Raum entwickelt. Man kann durch Macht eine Vielzahl von Völkern in einem Reich vereinen. Die Assyrer, die Römer und das kommunistische Russland haben das versucht. Wenn es keine Idee gibt, auf die hin der Zusammenschluss verschiedener Völker und Sprachen erfolgt, wird das Reich zerfallen, wenn die Macht schwindet. Das gilt wohl mehr für das assyrische als für das römische Reich. Rom brachte die Idee des Rechts, ein Staatsbürgertum, das auch Nicht-Italienern zugänglich war und die Idee der Pax Romana durch sichere Grenzen. Das Abendland fand in der Idee des Christentums zusammen. Die fränkischen Könige, vor allem Ludwig der Fromme, identifizierten sich mit dieser Religion und verstanden sich als Stellvertreter Christi. Sie unternahmen den ernsthaften Versuch,

ihr Amt im Sinne der Königsherrschaft Christi auszuüben. Für den germanischen Kriegsadel wurde das Bild des christlichen Ritters zum Ideal. Aufbauend auf der Bildungsinitiative Karls d. Gr. entstand eine eigene abendländische Kultur, die eine Gesamtsicht der Welt entwickelte, die in den Kathedralen wie in den Theologischen Summen Ausdruck fand. Diese Einheit zerfiel im 16. Jahrhundert, wurde im Barock unter Einbeziehung der neuen Erkenntnisse der Naturwissenschaften zurückgewonnen. Barockarchitektur ist ohne die von Newton und Leibniz entwickelte Berechnung von Kurven nicht möglich, in den Deckenfresken finden sich die neu entdeckten Kontinente. Dieses Gesamtbild wird mit der Aufklärung durch das naturwissenschaftliche Weltbild ersetzt, das alle Fragen, auch die Sinnfrage des Menschen, durch den Fortschritt der Wissenschaft beantworten will. Diese Epoche, eröffnet durch die französische Revolution, ist bereits zu Ende. Es gibt kein ganzheitliches Weltbild. Deshalb sprechen wir von der Postmoderne. Das gilt auch für die Kirche in Deutschland. Sie hat keine Gesamtschau, auf der eine neue Gemeinschaft entstehen kann, die sich nicht durch Krieg, sondern durch Bildung und Kulturleistungen aufbauen soll. Die Fundamente für das Abendland hat Bonifatius gelegt. Ohne seine Vorarbeit wäre es bei dem Durcheinander und der moralischen Verfahrenheit des frühen Mittelalters geblieben. Ohne die geistigen Fundamente, die Bonifatius gelegt hat, wäre die Gründung des Römischen Reiches Deutscher Nation nicht möglich gewesen. Das Reich Karls d. Gr., das ja auch nicht zuletzt durch Kriegszüge entstanden war, wäre bald wieder zerfallen. Eigentlich ist nicht Karl, sondern der englische Mönch Alkuin der geistige Nachfahre des Bonifatius. Wenn der Vatikan und die europäischen Bischofskonferenzen die christlichen Wurzeln Europas reklamieren, dann können sie diesen Anspruch auf Grund geschichtlicher Tatsachen stellen. Aber seit das geistige Herz des Frankenreiches, Frankreich, die erste Tochter der römischen Kirche, sich so deutlich vom Mittelalter losgesagt und die Fundamente des Staates auf die Vernunft ge-

gründet hat, müssen die europäischen Kirchen eine neue Vision für das Zusammenleben der Völker entwickeln. Der Riss, der durch die Reformation zwischen Nord- und Südeuropa entstanden ist, schwächt die Kraft einer möglichen Vision. Denn es ist auch eine von den Kirchen nicht realisierte Tatsache, dass die Absage Europas an seine christlichen Wurzeln nicht erst durch die Aufklärung verursacht ist, sondern durch die Religionskriege im 17. Jahrhundert. Alle Konfessionen haben Krieg geführt, keine kann sich herausreden, sie hätte nicht durch Krieg den Untergang der anderen Konfession gewollt. Offensichtlich brauchen die Kirchen einen Europäer, der die Fundamente für ein christliches Europa neu legt. Nichts anderes war die Aufgabe, die sich Bonifatius gestellt hatte. Europa, zumindest links des Rheins, war seit dem in Trier geborenen Konstantin ein christliches Gemeinwesen geworden. Das war staatlich zerfallen und in den Wirren der Völkerwanderung untergegangen. Spanien war zur Zeit des Bonifatius von islamischen Kalifen beherrscht. Ein Neuanfang war notwendig. Christliche Herrscher hatten einen großen Anteil daran, so wie die Politiker Robert Schumann, Konrad Adenauer und Alcide de Gasperi nach dem Zweiten Weltkrieg. Offensichtlich muss deren Vision fortgeschrieben werden, sollen die Forderungen des Vatikans und der Bischofskonferenzen mehr Gewicht erhalten.

Zurück zur Mission

Am Ende seines Lebens, als Achtzigjähriger, begibt sich Bonifatius nach Friesland, wo er seine Missionstätigkeit begonnen hatte. Grund dafür war sicher auch, dass Pippin d. J. sich ohne Vermittlung des Bonifatius nach Rom wandte und fränkische Bischöfe als seine Botschafter schickte. Karlmann, der Bonifatius am nachhaltigsten unterstützt hatte, war 747 ins Kloster gegangen. 754 erlebte Bonifatius noch den Besuch Stephans II. von Ungarn im Frankenreich, den er vorbereitet hatte. Aber es sollte ohne ihn weiter gehen. Dass er als Missionar den Tod erlitt, hat

sicher seine Verehrung befördert. Zugleich stellt es eine Herausforderung für die Bischöfe heute dar, persönlich sich der Aufgabe zu widmen. Ein Motiv des Bonifatius könnte auch heute leitend sein. Er hat sich entsprechend seiner Herkunft für die Mission der Sachsen berufen gefühlt, ohne diese selbst durchführen zu können. Würde sich Bonifatius nicht heute in Mitteldeutschland engagieren? Anders als in den ehemals deutschen Ostgebieten, wo sich unter den Polen, die aus Weißrussland und der Westukraine vertrieben worden waren, eine lebendige Glaubenspraxis aufgebaut hat, scheint Mitteldeutschland religiös erstorben. Es ist geografisch die gleiche Situation wie zur Zeit des Bonifatius, der Glaube wandert vom Westen nach dem Osten. Aber es gibt noch eine andere Parallele. Die Sachsen, die vom Festland nach England gegangen sind, haben den Glauben eher angenommen als die, die im Norden des späteren Deutschlands geblieben waren. Sie werden erst durch Karl. d. Gr. mit Gewalt zur Taufe gezwungen und teilweise bis nach Bayern umgesiedelt. Von Rom hatte Gregor d. Gr. Benediktiner unter dem Abt Augustinus nach England gesandt. Zuerst von Irland, dann von England kamen die Glaubensboten auf den Kontinent. Unter den sächsischen Kaisern und dann in der Reformation war Mitteldeutschland Zentrum des religiösen Lebens. Ist es nicht Aufgabe der westdeutschen Bistümer, den Blick nach Osten zu wenden und die wenigen Christen dort nicht mit der Aufgabe allein zu lassen. Eine missionarische Initiative würde viele Bistümern zu mehr Abstand zu den hausgemachten eigenen Problemen verhelfen und durch den Blick über den Zaun auch die Energien freisetzen, die zur Lösung der Probleme offensichtlich fehlen. Seit Bonifatius ist das nicht mehr nur Aufgabe von Wanderpredigern, ob sie aus Irland oder anderswoher stammen, sondern der Bischöfe.

Wie wird man Missionar?

Winfried, vom Papst Bonifatius genannt, erhält nicht vom Papst seinen Missionsauf-

trag. Er lässt sich diesen Auftrag bestätigen. Er folgt einer Berufung, die er sich selbst nicht gegeben hat, die ihm auch keine kirchlichen Vorgesetzten aufgetragen haben. In Frankreich hatte man wohl nicht auf ihn gewartet. Als Pippin d.J. die Bedeutung Roms für das fränkische Reich erkannte, nahm er die Pflege der Beziehungen selbst in die Hand. Bonifatius, der von Rom eingesetzte Metropolit, stand im Abseits und kehrte an den Beginn seiner Missionstätigkeit, nach Friesland zurück. Wohl gelitten beim einheimischen Klerus konnte er nicht gewesen sein. Der fränkische Adel hatte die Bischofssitze in Besitz genommen und schon mehr als 100 Jahre die letzten, aus der römischen Bevölkerung stammenden Bischöfe, abgelöst. Diese Bischöfe folgten mehr den Vorstellungen des fränkischen Adels als christlichen Wertvorstellungen. So brachte der Mainzer Bischof Gewilib den Mörder seiner Vaters eigenhändig um. Dieser Vater war der Vorgänger Gewilibs auf dem Mainzer Bischofsstuhl. Von diesen Bischöfen forderte Bonifatius Umkehr und eine strikte Ausrichtung an der christlichen Lehre. Im Auftrag des Papstes mied er den Kontakt zu Bischöfen, deren Lebenswandel nicht mit dem Evangelium übereinstimmte. Nicht anders erging es Petrus Canisius, der Zweite Apostel Deutschlands genannt wird. Er musste eine heruntergekommene Kirche reformieren. Beide konnten sich damit nicht beliebt machen. Beide hatten tief religiös eingestellte Fürsten, die ihnen den Rücken stärkten, Bonifatius Karlmann und Canisius den bayerischen Herzog Wilhelm IV. Trotz der tatkräftigen Unterstützung durch diese christlich engagierten Herrscher lag das Zentrum der missionarischen Motivation in den Missionaren selbst. Es gibt sicher auch Missionare, die freudig empfangen wurden, in der Regel ist Missionsarbeit eine steinige Sache, für Bonifatius vor allem deshalb, weil das moralische Verhalten des Klerus sehr zu wünschen übrig ließ, die Bischöfe sich wie ihre adeligen Standesgenossen der Jagd widmeten oder das Kriegshandwerk ausübten. Am Beispiel des Bonifatius kann man ablesen, dass Mission davon abhängig ist, dass

Gott Missionare beruft und dass diese Gefährten finden. Bonifatius hat von England nicht nur Bücher erhalten, sondern auch Gefährten, Wigbert als Abt für Fritzlar, Lioba für Tauberbischofsheim, Wunibald und Lullus.

Literatur:

- Reinhold Rau (Hg.): Briefe des Bonifatius und Willibalds Leben des Bonifatius. Darmstadt 1968
- Hubertus Lutterbach: Bonifatius – mit Axt und Evangelium: eine Biographie in Briefen. Freiburg i. Brg., 2004
- Lutz E. von Padberg: Bonifatius: Missionar und Reformier. München 2003

Altern – (K)ein Thema für die Pastoral

Der Pfarrer von St. Cyriakus, von St. Florin und St. Antonius und seit ein paar Monaten auch noch von St. Agnes, ist irritiert. Er hält regelmäßig am ersten Donnerstag im Monat in St. Antonius die „Seniorenmesse“, anschließend Kaffee, Kuchen, Musik und manchmal Vorlesen im Gemeindezentrum. In St. Florin hat die Seniorentanzgruppe inzwischen mehr Mitglieder als die Blockflötengruppe. In St. Cyriakus hat die Familienbildungsstätte ihre Räume und bietet im regelmäßigen Turnus Kurse in der häuslichen Pflege an; das kommt den Alten schließlich zugute. Die „Über 60 und fit am PC“ Kurse werden in allen vier Pfarreien gut besucht. Und in St. Agnes steht das Marienstift, ein großes Altenheim in katholischer Trägerschaft, zugegeben, nicht mehr wie früher, in der Trägerschaft der Gemeinde, aber doch in der Caritas – die ist ja schließlich auch katholisch. Und Mangel an Nachfrage gibt es da nicht, im Gegensatz zum Kindergarten, der Anfang nächsten Jahres geschlossen wird. „Natürlich ist Altern Thema der Pastoral“, sagt er. Wieso denn nicht? Komische Frage.

Der Vorsitzende der Caritas findet die Frage weniger komisch. In Zeiten, in denen der Euro zweimal umgedreht wird, bevor er ausgegeben wird, in denen nicht nur die Staats-, auch die Kirchenkassen leer sind, nicht nur Unternehmen sondern auch Bistümer Konkurs anmelden, wird man sich an die Frage „Ist das unser Thema?“ gewöhnen müssen. In Zeiten, in denen man sich auch in den Kirchen daran gewöhnt hat, dass McKinsey die Finanzen der Bistümer auf den Prüfstand stellt, die großen Ausgaben und die kleinen

Einnahmen bilanziert und die Frage nach den kirchlichen „Kernaufgaben“ stellt, auf die sich zu konzentrieren und zu reduzieren sei, kommt man nicht umhin, zu fragen, was denn Thema der Pastoral sei: Sind alle Lebenslagen, die jemals zur Angelegenheit der Pastoral erklärt wurden, wirklich (noch) ihr Thema oder eher nicht? Letzteres hieße: Einsparmöglichkeit. Oder: Könnte es Lebenslagen geben, die die Pastoral bislang eher am Rande bedient hat, die aber inzwischen brennend Thema sind? Das hieße: Notwendige neue Investition.

Also es bleibt bei der Frage:

1. Altern – (k)ein Thema für die Pastoral. Eingeklammertes „k“ oder nicht?

Drei Fragen, eigentlich: Erstens: Was ist Pastoral? Dann zweitens: Was ist Altern? Und drittens: Was ist ein Thema? Thema der Pastoral? Dann erst entscheiden wir über die Klammern: Altern – Ein Thema oder kein Thema der Pastoral?

1.1 Was ist Pastoral?

Eine Frage, die nicht nur den eingefleischten Praktiker irritiert, sondern auch die, deren Geschäft immer auch das wissenschaftliche Reflektieren ist. Die hat nun zu unterscheiden zwischen der theologischen Disziplin der „Pastoraltheologie“ und dem Sammelbegriff „Pastoral“. Pastoral meint, so steht es in der Neuauflage des vorgrimlerschen Neuen Theologischen Wörterbuchs „die auf das Gottesverhältnis der Menschen direkt ausgerichtete Aktivität der Kirche“.¹ Also: Alle Vollzüge der Kirche, die mit Gott und den Menschen zu tun haben. Oder: Das „Gesamt aller kirchlichen Vollzüge“.² All’ das, was Kirche tut.

Was tut Kirche? Das, was in Konzils- und Synodenzeiten unter „Heildienst und Weltendienst“³ diskutiert wurde. Heute eher unter „Martyria und Diakonia“.⁴ Das, was heute gelegentlich unter „Glaubenspastoral und Sozialpastoral“⁵ läuft. Oder: Das, was wir unter Seelsorge⁶ verstehen und das, was wir mit

Caritas⁷ meinen. Ganz einfach: Heilen und Helfen.⁸ Heilen und Helfen – von Anfang an gibt es in der Kirche beides. Die Verkündigung des Reiches Gottes, das kommen wird, und das Arbeiten daran, dass es heute schon Schatten wirft.⁹ Arme und Kranke, Witwen und Waisen, Fremde – sie sollen eine Vorstellung haben vom Reich Gottes.¹⁰ Von Anfang an.

Heilen und Helfen. Seelsorge und Soziale Arbeit. Oder: Religion und Moral.¹¹ Das ist Pastoral. Dahinter stehen die wissenschaftlichen Disziplinen Pastoraltheologie und Ethik. Dahinter stehen die Pastoraltheologen und die Ethiker. Dahinter stehen die theologischen Fakultäten und die kirchlichen Hochschulen, die Fachbereiche Theologie und Soziale Arbeit, oder Pflege. Mittendrin stehen die Organisationen der Kirche. Die Kirchengemeinden St. Florin, St. Antonius und St. Agnes, in Pfarrverbänden gebündelt, in Dekanaten gesammelt. Das St. Hildegard-Krankenhaus, das Marienstift, das Pflegeheim oder die Familienbildungsstätte. Mittendrin stehen die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Kirche. Der Pfarrer und die Gemeindefreierin, die Sozialarbeiterin und der Krankenpfleger.

Pastoral – das ist das Gesamt aller kirchlichen Vollzüge. Heil(ig)en und Helfen. Territorial und kategorial und schon früh arbeits- teilig organisiert. Das ist Pastoral.

1.2 Was ist „Altern“?

Brainstorming im Seminar des letzten Wintersemesters zum Thema „Ethik und Anthropologie des Alterns“. Was assoziieren Sie mit „Altern“? Zeitlichkeit des Lebens. Vergänglichkeit. Endlichkeit. Todesnähe. Körperschwäche. Abnehmende Geisteskraft. Lebenserfahrung. Weisheit. Erinnerung. Ruhe. Oma, Uroma. Opa. Einsamkeit. Mangel an Zärtlichkeit. Fehlen von Sexualität. Freiheit. Freie Zeit. Altersarmut. Reiche Rente. Alterspyramide. Überalterung. Übersterblichkeit der Männer. Das Altenheim der Caritas. Die Seniorenresidenz. Der Junge Union Politiker Philipp Mißfelder und der Sozialethiker Joachim Wiemeyer: Rationie-

rung der medizinischen Zu- und Anwendungen nach Alter. Graue Panther. u.s.f.

Was ist Altern? Altern ist, so ist in einer „Anthropologie des Alterns“ zu lesen, „ein Synonym für Leben, das seine Zeitlichkeit und Vergänglichkeit betont.“¹² Altern ist also eine Frage der Relation von Leben und Zeit. Eine Frage von Leben auf Zeit. Und: Eine Frage der Erfahrung von Zeit. Der des einzelnen Mannes und der einzelnen Frau. Der eines sozialen Gebildes, einer Gesellschaft. Leben und Zeit. Im Laufe der Zeit, näher am Ende der Lebenszeit, ändert sich das Leben des einzelnen und seine Erfahrung von Zeit – ändert sich das Altern. Die Qualität des Alterns hängt an den individuellen Ressourcen.¹³ Im Laufe der Zeit, im Laufe der Jahrhunderte ändert sich der gesellschaftliche Rahmen für die Erfahrung von Zeit – ändert sich das Altern.¹⁴ Die Qualität des Alterns hängt an den sozialen Bedingungen.¹⁵

Was ist Altern? Aussagen über den Prozess des Alterns haben keinen universellen Anspruch. Zu groß sind die Unterschiede genetisch und kulturell bestimmt, von Individuum zu Individuum, von Kultur zu Kultur, von einer geschichtlichen Epoche zur nächsten. Auch das Altern unterliegt dem Wandel. Nicht einmal die Alten sind mehr das, was sie einmal waren. Aber sie werden, das zumindest ist zweifelsfrei festzustellen, immer älter und immer mehr.¹⁶

Im Verlauf des letzten Jahrhunderts sind pro Leben im Schnitt zwei Jahrzehnte dazu gekommen. Männer werden heute ca. 74 Jahre alt, Frauen werden ca. 80 Jahre alt, mit steigender Tendenz. Die „Übersterblichkeit“ der Männer (von Geburt an) bleibt ein Rätsel. Zwei Jahrzehnte Leben mehr pro Mensch. Geschenkte Lebenszeit oder verlängerte Restzeit? Je nachdem: Können wir mit den neuen Jahren umgehen? Können wir die neuen Jahre – irgendwo zwischen 55 und 75 vielleicht – mit Leben füllen?¹⁷ Können wir mit dem neuen Spannungsbogen in der Biografie umgehen? Oder sitzen wir zwischen allen Stühlen? Hier zu alt – da zu jung. „Junge Alte.“ „Alte Junge.“ Ein „drittes Leben“ vor dem „vierten Leben“. Selbst unsere Sprache scheitert. Wir haben das nicht gelernt. Nie-

mand hat es uns vorgemacht. Das „dritte Leben“ – eine Lebensphase, für die es keine historisch gewordene, keine kulturell vorgefertigte Lebensform gibt.¹⁸ Wir wissen nicht wie es gelebt wird, dieses Leben. Möglichkeiten und Grenzen sind noch nicht ausgelotet. Wir altern ohne Vorbild. Die alten Bilder stimmen nicht mehr, neue gibt es noch nicht. Wir sind angewiesen auf eigene Fantasie und Kreativität, eigenes Engagement. Angewiesen auf soziale Imagination und politische Entschlusskraft.

Zwei Jahrzehnte Leben mehr pro Mensch. Was bedeutet das? Weil gleichzeitig immer weniger Kinder geboren werden, ändert sich die demographische Struktur. Von der berühmten Pyramide zum Pilz. Ungenießbar. Denn: Wenn es stimmt, dass 2030 jeder dritte Mensch älter als 60 sein wird¹⁹ – was aber nur stimmt, wenn Frauen und Männer nach wie vor keine Lust auf Kinder haben, was wiederum nicht eine Frage der Entsorgung der Alten ist, sondern massiv ein Frage der Versorgung der Jungen²⁰, wenn es also stimmt, dass 2030 jeder Dritte älter als 60 sein wird, dann werden Alte nicht länger die gehegte und gepflegte Minderheit sein, sondern die gefürchtete Mehrheit.²¹ Brandschriften diagnostizieren das „Methusalem-Komplott“²², den „Kampf der Generationen“²³. Dass alte Menschen versorgt werden, ist in unserer Gesellschaft humaner Mindeststandard. Senizid, Verfolgung und Vernachlässigung alter Menschen, auch die nicht unterstützende Behandlung alter Menschen – das stößt in unserer Gesellschaft auf Empörung. Aber: Man spricht über das Altern mit unverhohlener Sorge: Wer bezahlt die vielen Renten? Wer pflegt die kranken Alten? Wer bezahlt die Pflege? Was heißt Generationengerechtigkeit?²⁴ Der Generationenvertrag wird misstrauisch hinterfragt. Von wegen „pacta sunt servanda“.

Zwei Jahrzehnte Leben mehr pro Mensch. Was bedeutet das? Weil die höhere Lebenszeit nicht mit einer höheren Lebensarbeitszeit gekoppelt ist, werden immer noch Menschen gegen ihren Willen, oder in Folge massiver Förderung von Frühverrentung und Frühausgliederung durch entsprechende An-

reize freiwillig, aus gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Funktions- und Verantwortungsbereichen ausgegliedert – ohne Rücksicht auf ihre fachliche und soziale Kompetenz.²⁵ Gewonnene Jahre. Freiheit. Freizeit. Einerseits. Und für den einen. Verlust. Leere Zeit. Ohne Ziel. Andererseits. Und für den anderen. Zumal in einer Arbeitsgesellschaft, die nach wie vor weitgehend Leben mit Erwerbsarbeit zusammenbringt, weitgehend Alter zusammenbringt mit dauerhaftem Fehlen von Arbeit nach langer arbeitsreicher Lebenszeit.

Zwei Jahrzehnte Lebenszeit mehr. Für die wir keinen Namen haben. Welcher Mann und vor allem welche Frau ist mit 60 alt? Zwei Jahrzehnte, in denen man das Altern aufzuschieben versucht. „Altern“ ist, heißt es in einer Schrift des EUSANA Gesundheits- und Antiaging-Programms programmatisch, „eine behandelbare Erkrankung“ Ein Markt. Und was für einer. Altern – ein Markt mit herrlichen Aussichten: auf permanente diagnostische Erhebung und Beratung, Produktverkauf und Reparaturmaßnahmen. Die Firma Schering hat den Umsatz an Hormonersatz-Therapie in Deutschland in fünf Jahren von 190 auf 210 Millionen Euro erhöht.²⁶

Zwei Jahrzehnte Lebenszeit mehr. Zwischendrin als wie auch immer gestaltetes „drittes Leben“. Und dann doch irgendwann die Zeit, die wir „viertes Leben“ nennen. Die Lebenszeit, in der die körperliche, geistige und seelische Situation unsere Möglichkeit von Selbstbestimmung und Entscheidungsfreiheit begrenzt. In der wir Ereignisse erleben, ohne dass wir in der Lage wären, sie zu gestalten. In der die Angewiesenheit auf andere im Vordergrund steht. In der die Bemühungen um Autonomie immer mehr der Fürsorge weichen. Zunehmend mehr Menschen leiden mit zunehmendem Alter an Demenzen. 34,6% der über 90jährigen erkranken daran. Altern in seiner radikalsten Form.

Was also ist das: „Altern“? Jedenfalls immer etwas anderes. Und jedenfalls bilden die, die altern, keine homogene Gruppe mit wenigstens soviel Gemeinsamkeiten, dass daraufhin eine wie auch immer inhaltlich be-

stimmte und organisatorisch umgesetzte „Altern-Pastoral“ konzipiert werden könnte. Das macht die Eingangsfrage: „Ist das Altern – als Prozess – Thema der Pastoral?“ zur treffenden Frage, die aber deswegen nicht leicht zu beantworten ist.

1.3 Was ist Thema der Pastoral?

Vor der Frage: Ist Altern ein Thema der Pastoral oder nicht?, die Frage: Was ist Thema der Pastoral? Pastoral als Heilen und Helfen, als Seelsorge und Caritas, oder: Religion und Moral – was ist ihr Thema? Wie lässt es sich – kurz – beschreiben?

Ein Blick in die Soziologie – denn ihr Geschäft ist das Beschreiben. Ein Blick in die Systemtheorie – denn sie beschreibt Systeme, ihre Funktion, ihre Leistung, ihr Programm – und eben ihr Thema. Was ist also entsprechend der Systemtheorie Thema der Pastoral, die mindestens 2 Systeme, nämlich die Religion und die Moral, notwendig miteinander koppelt?

Also: Was ist systemtheoretisch gesehen ein Thema? Und dann: Was ist Thema der Pastoral? Was ist ein Thema? Ein „Thema“ ist das, was ein System typischerweise beobachtet. Das im Mittelpunkt seiner Kommunikation steht.²⁷ Das, woran man ein System identifizieren kann. Das, wozu es etwas sagen muss, das, was es nicht passieren lassen kann, ohne ein Ritual anzubieten, das die Betroffenen damit umgehen lässt.

Was ist „Thema“ der Pastoral? Thema von Religion und Moral? Was steht im Mittelpunkt von Religion und Moral? Woran erkennt man, dass es sich um Religion und Moral handelt? Wozu muss sie etwas sagen, die Religion? Wo muss sie etwas tun, die Moral?

Die Religion: Antwort gibt das Zweite Vatikanische Konzil, die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“²⁸: Religion ist daran zu erkennen, dass zweierlei zur Sprache kommt, „das Irdische und das, was am konkreten Menschen diese Welt übersteigt.“ Thema der Religion ist der Mensch mit Leib und Seele. Immanenz und Transzendenz. Oder: Die Erde und der Himmel. Religion spricht immer von beidem. Kommt eines der beiden nicht

vor, der Himmel oder die Erde, dann kann man Religion nicht erkennen: Wo der Himmel verschwiegen wird, wird das Reden von der Welt trostlos autistisch. Wo die Welt nicht zu Wort kommt, redet man sich in ein spiritistisches Wolkenkuckucksnest. Die Moral: Die Moral setzt – gegen die Beliebigkeit von Handlungen und Haltungen – auf gültige Wertentscheidungen und entsprechende Normen- und Tugendkataloge. Von Anfang an war mit der christlichen Religion die Moral verbunden. Von Anfang an ging es den Christen immer auch um die Fragen: Was soll ich tun? Was sollen wir tun? Was ist gut und was gerecht? Oder: Was tut dem Menschen an Leib und Seele gut? Was wird ihm gerecht?

So gesehen nimmt die Pastoral, die heilen und helfen will, Seelsorge und Caritas ist, Religion und Moral hinter sich hat, den Mund voll: Sie redet vom Leben des Menschen mit all seinen Bedürfnissen, den körperlichen und geistigen Bedürfnissen und den seelischen und davon, was zu tun sei, damit Leben glückt. Wo immer es um das Lebensglück von Menschen geht, um die Frage, wie es gelingen könnte, oder um die Frage, was es bedroht – da geht es um ein Thema der Pastoral. Da muss sie etwas sagen und etwas tun. Da muss sie heil(ig)en und helfen.

Das also ist Thema der Pastoral: Das gelingende Leben des Menschen, das körperliche und geistige Wohl, das Heil der Seele. Heil(ig)en und Helfen, wo es um das Glück des Menschen geht. Abschieben an die Politik oder die Wirtschaft, an die Medizin oder an die Familie – nicht möglich ohne Glaubwürdigkeitsverlust. Oder: Identitätsverlust.

Frage: Ist dann Altern ein Thema der Pastoral?

Ist dann Altern ein Thema der Pastoral? Der alternde Mensch, sein Anspruch auf ein gelingendes Leben unter den Bedingungen des Alterns, den Bedingungen des alternden Körpers, den Bedingungen des alternden Geistes, steht im Mittelpunkt der Pastoral, immer dann, wenn sein Lebensglück belastet oder bedroht ist. Thema der Pastoral ist es,

den Menschen in allen Lebensphasen auf seiner Suche nach einem guten Leben unter gerechten Bedingungen zu begleiten und zu unterstützen. Unter den Bedingungen des Alterns stellt sich die Frage nach dem Lebensglück verschärft. In der in der Menschheitsgeschichte jungen Zeit des „dritten Lebens“ und in der Zeit des hochbetagten Lebens, das zunehmend an Freiheit und Selbstbestimmung verliert.

Glückendes Leben im Altern ist ein Thema der Pastoral. Kein „k“ vor dem „ein“.²⁹ Auch kein eingeklammertes. Wo Körper, Geist und Seele des alternden Menschen Heil und Hilfe brauchen, individuelle Hilfe oder soziale Hilfe, da ist die Pastoral gefragt. Es ist ihre Kernaufgabe.

2. Ein glückendes Leben im Altern – ein Thema der Pastoral.

Glückendes Leben. Was ist glückendes Leben? Und was braucht der alternde Mensch zum glückenden Leben? Was ist der Mensch? Wenn er altert?

„Was ist der Mensch, der altert?“ Und dann: „Was ist gut für den Menschen?“ „Was ist menschengerecht?“ „Was können wir tun, damit Leben im Altern gelingt?“

Was ist der Mensch? Körper und Geist. Und mit einer Seele ausgestattet.

Zum Beispiel: Die Seele, von der man lange Zeit dachte, sie komme in jedem Fall im Altern näher zu Gott. Entsprechend der Theorie von der religiösen Entwicklung, vom religiösen Wachsen entlang des Lebenslaufs in Richtung des Zielzustands der Religiosität, die man „reif“ nennt.³⁰ Die Seele, die sich im Laufe des Alterns wandelt und wendet, an Stärke verliert, die die Not nicht beten lehrt, die im Alter den Psalter vergisst. Die Seele, die nicht sanfte Begleitung in der Entwicklung hin zur Gottgeborgenheit sucht, sondern Heiligung von Wenden, Heilung von Brüchen, Befreiung von Schuld. Die Seele, die auf eine Lebensgeschichte blickt, auf Erfahrungen von intimer Nähe und furchtbarer Ferne Gottes, auf Verlust und Gewinn von

Lebenssinn. Was der Theorie von der Vielfalt der Gestalt von Religiosität im Alter entsprechend der Pluralisierung und Dynamisierung der Lebensstile entspricht.³¹ Die Seele, die sich nicht selber tröstet, nicht selber Trost findet, die heilende Gesten und Worte will. Die Gebete und Riten³² braucht. Verheißungsvolle Geschichten vom guten Ausgang des Lebens. Geschichten, die die Hoffnung von außen nach innen bringen. Den Trost derer, die ihre Trauer, ihre Hoffnung, ihren Glauben lange vor uns in Formen und Figuren gebracht haben. In Formen und Figuren, die für alle da sind. Lesbar für alle. Die Seele, die ihre Ich-Stärke bei Gott sucht. Die Seele, die Sterben und Tod nicht länger aus dem Leben ausklammert³³, nicht den der anderen, nicht den eigenen. Die trauert und hofft. Die Seele des alternden Menschen. Die Vergewisserung des Lebenssinns bei Gott. Die Lebenswünsche und -ängste in Relation zu Gott. Die Hoffnung auf ein neues Leben nach dem Tod – bei Gott.

Frage: Wie ist die pastorale Arbeit des Heil(ig)ens und Helfens für den alternden Menschen sicherzustellen?

Pastorale Arbeit sicherstellen, das heißt: sie organisieren. Organisieren, das heißt, eine Antwort auf die Frage finden: „Wie wird sie regelmäßig wo und wem getan?“ Wie – das ist die Frage nach der Qualität der Arbeit. Wo – das ist die Frage nach der Ebene, auf der gearbeitet wird. Von wem – das ist die Frage nach dem Personal.

2.1 Die Frage nach der Qualität der Arbeit

Eine doppelte Frage.³⁴ Erstens: Die Frage nach der Kernqualität pastoraler Arbeit, nach der alle Arbeit orientierenden religiösen und moralischen Kompetenz, dem Wissen um die christliche Vision vom guten Leben unter gerechten Bedingungen für uns alle. Zweitens: Die Frage nach der fachlichen Qualität pastoraler Arbeit, dem Sachwissen über alles, was den konkreten Aufgabenbereich angeht, nach der wissenschaftlichen Explikation des Themas Altern, nach dem an den Hochschulen in Studiengängen und Fortbildungsangeboten erwerbbarer sozialgerontologischer

Wissen³⁵, z. B. den Methoden und Konzepten. Es geht um Kenntnisse im Sozialmanagement, dem Umgehen mit dem Sozialen Markt, der Konkurrenz mit privaten Anbietern, um all' das, was wir gerade nicht im Auge hatten, als wir uns für diesen Beruf entschieden: Marketing, Fundraising, Social sponsoring etc.³⁶

2.2 Die Frage nach den Ebenen, auf denen gearbeitet wird

Auch eine doppelte Frage: nach der territorialen Ebene und der kategorialen Aufteilung. Die pastorale Arbeit findet – denn wir haben ja gelernt, dass wir den Menschen, auch den alternden, da abzuholen haben, wo er steht – überall da statt, wo der alternde Mensch lebt.³⁷

Wo lebt er, der alternde Mensch? Da, wo er nicht wohnt, wo er aber hin und wieder ist, um das zu bekommen, was es zuhause nicht mehr gibt. Da, wo es die Ämter und Kaufhäuser, die politischen Parteien und die katholischen Verbände, die Sozialstationen und die Beratungsstellen, Wohnheime der Arbeiterwohlfahrt und der Caritas, die Seniorenvermittlung, die Familienbildungsstätten und die Fachstelle Erwachsenenbildung gibt... Wo lebt er, der alternde Mensch? In seinem Dorf³⁸ oder Wohnviertel, in der Pfarrgemeinde, da, wo man ihn kennt. In der Regel. Wo man ihn vermisst, wenn er tagelang nicht beim Bäcker war. Jedenfalls hofft er das. Wo lebt und wohnt er, der alternde Mensch? In seinem Haus, in seiner Wohnung, im Heim oder in der „Residenz“, in seinem Zimmer, in seinem Bett. Da überall lebt er.

Da überall geschieht pastorale Sorge um sein Lebensgelingen. Die Organisation der pastoralen Sorge um die Alternden lebt vom Wechsel der Ebenen. Und von der unterschiedlichen Zuständigkeit für die Ebenen. Die ist in alter und durchaus bewährter Tradition verteilt: Territorial – und dann noch einmal kategorial. Verteilt und vernetzt.

2.3 Die Frage nach dem, der arbeitet

Altern als Thema der Pastoral – hängt nicht nur, aber entschieden an der Frage

nach dem Personal. Haben wir in genügender Anzahl den fachlich und methodisch kompetenten, religiös und moralisch sensibilisierten Menschen, der die pastorale Arbeit des Heilens und Helfens sichert? Der fällt nicht vom Himmel. Der muss aus- und weitergebildet werden, motiviert werden, durch entsprechende Arbeitsbedingungen. In den muss investiert werden. Notwendig. Weil es sich ja in den Kirchengemeinden und den Einrichtungen der Sozialen Arbeit in kirchlicher Trägerschaft um eine Kernaufgabe der Pastoral handelt, die nur mit ihm zu erfüllen ist.

Anmerkungen:

- ¹ Art. „Pastoraltheologie“ in: H. Vorgrimler: Neues Theologisches Wörterbuch. Freiburg 2000, 481 f.
- ² N. Schuster: Theologie der Leitung. Zur Struktur eines Verbundes mehrerer Pfarrgemeinden. Mainz 2001, 135.
- ³ Vgl. L. Roos: Heilsdienst als Weltdienst: Über die Mitverantwortung der Kirche in unserer Gesellschaft, in: LS (1975), 328–336.
- ⁴ Vgl. O. Fuchs: Martyria und Diakonia: Identität christlicher Praxis, in: H. Hasslinger (Hg.): Praktische Theologie Bd. 1. Mainz 1999, 178–197.
- ⁵ Ebd., 192; Vgl. auch N. Mette: Sozialpastoral, in: P. Eicher/ N. Mette (Hg.): Auf er Seite der Unterdrückten?. Düsseldorf 1989, 234–265.
- ⁶ Vgl. K. Lehmann: Seelsorge als Aufgabe der Kirche, in: Lebendige Seelsorge 41 (1990), 48–53.
- ⁷ Vgl. M. Lehner: Caritas – die soziale Arbeit der Kirche. Eine Theoriegeschichte. Freiburg 1997.
- ⁸ J. Müller: Pastoraltheologie. Ein Handbuch für Studium und Seelsorge. Graz/Wien/Köln 1993, 16.
- ⁹ „... dennoch darf die Erwartung der neuen Erde die Sorge für die Gestaltung dieser Erde nicht abschwächen, auf der uns der wachsende Leib der neuen Menschenfamilie eine umrisshafte Vorstellung von der künftigen Welt geben kann, sondern muss sie im Gegenteil ermutigen. Obschon der irdische Fortschritt eindeutig vom Wachstum des Reiches Christi zu unterscheiden ist, so hat er doch große Bedeutung für das Reich Gottes, insofern er zu einer besseren Ordnung der menschlichen Gesellschaft beitragen kann.“ (Pastoralkonstitution des 2. Vatikanischen Konzils, GS 39)

- ¹⁰ Vgl. K. Hilpert: Caritas und Sozialethik. Paderborn 1997, 236–241; N. Brox: Diakonie in der frühen Kirche: „Die Erde zum Himmel machen“, in: Concilium 24 (1988), 227–281; E. Bons: Der Umgang mit Leiden, Sterben und Trauer. Zeugnisse aus der Bibel und ihrer Umwelt, in: ZME 43(1997), 301–314; M. Oeming: „Mein Herz ist durchbohrt in meinem Innern“ (PS 109,22). Krankheit und Leid in alttestamentlicher Sicht, in: ders.: Krankheit und Leid in der Sicht der Religionen. Osnabrück 1994, 5–28.
- ¹¹ Vgl. E. Jünemann/N. Schuster: Was ist ein kirchliches Krankenhaus? Theologische, ethische und systemtheoretische Anmerkungen, in: Renovatio 1 (2004).
- ¹² Vgl. dazu Chr. Wulf: Anthropologie des Alterns, in: B. Hoppe/Chr. Wulf: Altern braucht Zukunft. Anthropologie, Perspektiven, Orientierung. Hamburg 1996, 15–28, 17.
- ¹³ Vgl. B. Stappen/U. Moser: Alter als Chance. Grundlegung einer Pastoralgerontologie, München 1994. K. Lederer: Altes Leben, neues Ziel. Eine Herausforderung für den betagten Menschen. Freiburg/Schweiz, 1994; H. Walter: Das Alter leben! Herausforderungen und neue Lebensqualitäten. Darmstadt 1995; U. Lehr: Psychologie des Alterns. Wiesbaden 1996; L. Rosenmayr: Altern im Lebenslauf. Soziale Position, Konflikt und Liebe in den späten Jahren. Göttingen 1996; A. Auer: Geglücktes Altern. Eine theologisch-ethische Ermutigung. Freiburg 1995; K. Ledergerber: Altes Leben? Neues Ziel: Eine Herausforderung für betagte Menschen. Fribourg 1994; U. Moser: Älterwerden mit Zukunft. Bonn 1999; K. Scherer: Im Alter geborgen. Senioren berichten. Neuhausen/ Stuttgart 1998.
- ¹⁴ Vgl. G. Elwert: Altern im interkulturellen Vergleich, in: P. B. Baltes/J. Mittelstraß (Hg.): Zukunft des Alterns und gesellschaftliche Entwicklung. Berlin 1992; B. Hoppe/Chr. Wulf: Altern braucht Zukunft. Hamburg 1996; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Vierter Bericht zur Lage der älteren Generation. Berlin 2002; H. Braun/V. Doering/F. Herzog (Hg.): Neue Alte – neue Politik. Eigenverantwortung und Solidarität der Generationen. München 1994.
- ¹⁵ Vgl. z. B. H. W. Prahl/K. R. Schroeter: Altern im Fadenkreuz von Individualität und Vergesellschaftung, in: Ethik und Sozialwissenschaften 11 (2000) Heft 3, 425–482.
- ¹⁶ Vgl. A. Foitzik: Leben wir zu lange?, in: Herder Korrespondenz 58 6(2004), 271–273.
- ¹⁷ Vgl. N. Erlemeier/D. Kühn: Verlängertes Alter als Lebensphase. Leben im Alter aus Sicht alter Menschen und der Sozialen Arbeit, in: Sozial Extra 27. Jg.(2003) Heft 6, 15–21.
- ¹⁸ Vgl. H. Braun (Hg.): Neue Alte? Neue Politik. Eigenverantwortung und Solidarität der Generationen. München 1994.
- ¹⁹ Aus der Vielzahl der demographischen Prognosen und Analysen: Z. B. BMFSFJ Pressemitteilung Nr. 167/2004 v. 10. 5. 2004; oder die Untersuchungen zur Demographischen Entwicklung der Universität Bremen: <http://www.deg.uni-bremen.de/presse/662.html> Eine Entwicklung, die auch Zuwanderung nicht lösen kann, denn es wäre eine utopische Zahl an Einwanderern (3,6 Mill./Jahr) nötig. Vgl. „Man kann durch Einwanderung keine Altersstrukturprobleme lösen.“ Interview mit dem Bielefelder Bevölkerungswissenschaftler Herwig Birk im Deutschlandfunk am 10. 3. 2004. www.dradio.de/dlf/sendungen/interview_dlf/245841.
- ²⁰ Vgl. E. Jünemann: Gerechte Familienpolitik aus theologisch sozialethischer Perspektive, in: E. Jünemann/B. Nacke (Hg.): Der Familie und uns zuliebe. Kriterien für eine neue Familienpolitik. Grünewald 2004.
- ²¹ Vgl. zur demographischen Entwicklung und ihren vermuteten Folgen u.a.: P. Mißfelder (Hg.): Vordenken für unser Land. Denkanstöße für die Politik der kommenden Jahrzehnte, Berlin 2003; R. Mai: Die Alten der Zukunft. Eine bevölkerungsstatistische Analyse. Opladen 2003; Statistisches Bundesamt: Im Blickpunkt: Frauen in Deutschland. Wiesbaden 2004; A. Börsch-Supan/A. Ludwig/M. Sommer: Demographie und Kapitalmärkte. Die Auswirkungen der Bevölkerungsalterung auf Aktien-, Renten- und Immobilienvermögen. Köln 2003.
- ²² F. Schirmacher: Das Methusalem-Komplott. München 2004.
- ²³ R. Gronemeyer: Kampf der Generationen. München 2004.
- ²⁴ Vgl. R. Köcher: Die Schimäre Generationengerechtigkeit. Im Reformprozess sieht die Mehrheit Ältere und Jüngere gleichermaßen als Leidtragende. Deutsche Fragen – deutsche Antworten, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 15. 10. 2003, Nr. 239, 5. J. Tremmel: Der Generationenbetrug. Frankfurt 1996.
- ²⁵ Vgl. BMFSF Pressemitteilung Nr. 167/2004 v. 10. 5. 2004.
- ²⁶ Vgl. Ch. Grefe: Immer noch. Mitteilungen aus der Anti-Aging-Gemeinde. Kursbuch. Das Alter, 132–147, Berlin 2003.
- ²⁷ Das Thema ist immer zweiwertig strukturiert. Denn: „Über das Nicht-Unterschiedene kann man nicht reden.“ Thema ist also etwas, das immer zwei Seiten problematisiert. In diesem Sinn ist es dilemmatisch. P. Fuchs: Das Weltbildhaus und die Siebensachen der Moderne. Sozialphilosophische Vorlesungen. Konstanz 2001, 44.
- ²⁸ GS 76.
- ²⁹ Vgl. Die deutschen Bischöfe. Pastoral-Kommission (Hg.): Dem Leben auf der Spur. Einsichten und Hilfen beim Älterwerden. Bonn 2000.
- ³⁰ Vgl. F. Oser/ P. Gmünder: Der Mensch – Stufen seiner religiösen Entwicklung. Zürich 1984.

- J. Fowler: Stages of faith. San Francisco 1981.
Dt.: Stufen des Glaubens, Gütersloh 1991.
- ³¹ Vgl. A. Wittrahm: Seelsorgliche Begleitung für hochbetagte Menschen, in: Diakonia 34(2003) 14-21; A. Wittrahm/B. Leicht: Gestalten und Gestaltwandel erwachsener Religiosität. Von der Pilotstudie zum Forschungsprojekt „Religiöse Entwicklung im Erwachsenenalter, in: W. Fürst/A. Wittrahm u. a. (Hg.): „Selbst die Senioren sind nicht mehr die alten ...“. Praktisch-theologische Beiträge zu einer Kultur des Alterns. Münster 2003, 21-39; U. Moser: Identität, Spiritualität und Lebenssinn. Grundlagen seelsorglicher Begleitung im Altenheim. Würzburg 2000, 156-285 (Religiosität im Alter).
- ³² Vgl. Geborgenheit im Chaos. Der Hunger nach Riten. Publik-Forum. Extra. 1997; P. M. Zulehner: Zu einer verantworteten Ritenkultur, in Pastoraltheologische Informationen 17 (1997) 193-208.
- ³³ Vgl. K. Wilkening: Sterben und „erfolgreiches Altern“ - wie passt das zusammen?, in: Die Hospiz-Zeitschrift 16. Jg. (2003) Heft 2, 10-13; N. Schuster: Fragen zum Sterben und zum Tod, in: J. Müller (Hg.): Von Hoffnung getragen. Begleitung von Sterbenden und Trauernden. Würzburg 1996, 9-13.
- ³⁴ Vgl. E. Jünemann: Wir brauchen ein Leitbild, in: Lebendige Seelsorge 54(2003) 298-304.
- ³⁵ Eine Dokumentation der wissenschaftlichen Arbeit zum Thema Altern an Hochschulen bietet: Landesregierung NRW (Hg.): Leben im Alter. Düsseldorf 2002, 117-132.
- ³⁶ Vgl. N. Schuster: Kirche nach der demographischen Zeitenwende Ein Blick in die Zukunft, in: Anzeiger für die Seelsorge. 2004, Nr. 3, 29-32.
- ³⁷ Vgl. N. Schuster: Sozialräumliche Stapelung und fragmentierte religiöse Identität, in: F. Eller/A. Wildfeuer (Hg.): Problemkontexte kindlicher Entwicklung. Münster 2004.
- ³⁸ Zur spezifischen Situation des Alterns im ländlichen Raum vgl. das Themenheft „Aspekte und Dimensionen des Alter(n)s im ländlichen Raum“. Themenheft der Zeitschrift: Sozialer Fortschritt 50(2001) Heft 9-10.

Felix Genn

Kirche und Handel...

... - zwei inkompatible Größen?¹

Das Essener Münster, die Domkirche unseres Bistums, befindet sich am Hellweg, jener alten Handelsstraße zwischen Köln und Sachsen bis hin nach Königsberg. Der Handel gehört gewissermaßen zur Urbetätigung des Menschen, ist älter als die Kirche, hat seine Straßen gezogen zu Zeiten, in denen es das Christentum und die Kirche noch nicht gab. Menschliche Kommunikation und Beziehung leben vom Austausch der Waren und Gaben. Was der eine zu viel hat, ist er bereit, dem anderen gegen einen Tausch zu überlassen. Handel gehört zum Handeln der Menschen, erweist sich als eine Komponente in der Strategie des Menschen, nicht nur um zu überleben - aber wenigstens das -, sondern vor allen Dingen gut zu leben. Die Kirchen und Klöster an den großen Handelsstraßen boten sich als gute Orte, um Menschen zu sammeln, ihnen die Auslage der Waren zu präsentieren, ihre Kaufkraft zu animieren, den Urtrieb des Haben-Wollens zu wecken und den gegenseitigen Besitz auf unterschiedliche Weise zu stärken. Zudem haben die kirchlichen Feste ihre eigene Kraft entfaltet, die den Raum der Kirchenmauern sprengte und Gestalt wurde in außerkirchlichen Bräuchen und Sitten, Gewohnheiten und Feiern. Das Mittelalter kannte ein urkatholisches Prinzip für das Feiern. Es galt, den bestimmten Festanlass *et in choro et in foro* zu begehen, also nicht bloß im Chor der Kirche zu bleiben, sondern hinaus zu gehen auf den Marktplatz und dort weiterzufeiern. Dies war immer eine willkommene Gelegenheit, dem Handel Auftrieb zu geben, die Phantasie der Kaufleute dazu anzuregen, das diesem Fest Entsprechende zu präsentieren.

Hier liegt der Ursprung der Kirmes, der Jahrmärkte, hier liegt auch der Ursprung der Advents- und Weihnachtsmärkte.

Es ist sicher, dass die Phantasie eines Kaufmanns kreativ genug ist, um Menschen auf Produkte aufmerksam zu machen, sie ihnen nahe zu bringen, selbst wenn es kein kirchliches Fest gäbe. Aber umgekehrt kann man doch etwas salopp, vielleicht etwas ehrfurchtslos fragen: Was würde der Einzelhandel machen, wenn Christus nicht geboren worden wäre? Das Weihnachtsgeschäft gehört doch zu den Highlights eines Handelsjahres! Etwas frech könnte man das auch so ausdrücken: Der Handel kann eigentlich der Kirche dankbar sein, dass sie die Geheimnisse des Heils nicht nur im Chor, sondern auch auf dem Marktplatz feiern will! Insofern erweisen sich Kirche und Handel nicht als inkompatible Größen.

Kirche und Handel – hat das nicht auch immer etwas von Gegnerschaft an sich? Sieht nicht mancher im Geiste schon den erhobenen Zeigefinger des Kirchenmannes, der unterschiedliche ethische Prinzipien anmahnt, der an das Siebte Gebot des Dekalogs erinnert, der daran denkt, dass schon dem Volk Israel von Gott her die Auflage erteilt wurde, das Gut des Nächsten nicht zu begehren. Sind Kirche und Handel nicht doch deshalb inkompatibel, weil die Kirche für das Über-Ich steht, das dem Händler und Kaufmann immer wieder ein schlechtes Gewissen einzujagen versucht, das daran erinnert, dass es im Handel Betrugereien geben kann, unrecht erworbenes Gut ... Ich breche hier ab, weil ich das Klischee nicht bedienen möchte.

Allerdings versage ich es mir nicht, an dieser Stelle auf ein Grundanliegen hinzuweisen, für das ich werben möchte. Es ist die ganz herzliche Bitte, in den Reihen des Handels zu bedenken, ob es tatsächlich sinnvoll ist, sich bei der Kirche nur noch den Begriff zu leihen, aber selbstmächtig über dessen Ausweitung zu verfügen.

Kirche und Handel werden inkompatible Größen bleiben, wenn es um den Sonntag

geht. Die christliche Tradition der Feier des Sonntages, der ausdrücklich in der Liturgie der *Tag des Herrn* genannt wird, entstammt der Feier des Sabbat im Volk Israel. Er aber gründet in der unbedingten Notwendigkeit, dass der Mensch es nur ja nicht vergisst: Gott ist es, der die Schöpfung für den Menschen bereitet hat. Gott ist es, der dem Volk Israel die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens schenkte. Gott ist es, der will, dass der Mensch nicht versklavt wird. Gott ist gegen den Stock des Treibers, der sich in Hetze, Hektik und Betrieb, im Stress und in dem babylonischen Turm des immer Mehr äußert. Deshalb bedurfte es des Sabbats, um zu ruhen, auszuspannen und Kräfte zu sammeln – und dies nicht einfach als Zeit des Relaxens, sondern aus der Erinnerung an den tiefen Grund des Lebens, der Gott ist, der Schöpfer und Erlöser des Menschen.

„Die Ruhe“, sagt Papst Johannes Paul II. in seinem Apostolischen Schreiben über den Sonntag, *„ist etwas Heiliges, sie ist für den Menschen die Voraussetzung, um sich dem manchmal allzu vereinnahmenden Kreislauf der irdischen Verpflichtungen zu entziehen und sich wieder bewußt zu machen, daß alles Gottes Werk ist. Die wunderbare Macht, die Gott dem Menschen über die Schöpfung gibt, könnte Gefahr laufen, ihn vergessen zu lassen, daß Gott der Schöpfer ist, von dem alles abhängt.“*²

Deshalb feierten Christen den achten Tag als den ersten Tag der Woche, den Tag der Auferstehung aus dem Tod – was ist befreiender, rettender und entgrenzender als das? In ihm ist die neue Sonne aufgegangen, deshalb ist seine Feier der Tag des Herrn, der Sonntag. *„Die Sonntags- und Feiertagsruhe gewinnt“*, so noch einmal Johannes Paul II., *„eine ‚prophetische‘ Dimension, indem sie nicht nur den absoluten Primat Gottes, sondern auch den Primat und die Würde des Menschen gegenüber den Forderungen des Gesellschafts- und Wirtschaftslebens bekräftigt und in gewisser Weise den ‚neuen Himmel‘ und die ‚neue Erde‘ vorwegnimmt, wo die Befreiung von der Sklaverei der Bedürf-*

nisse endgültig und vollständig sein wird. Kurz, der Tag des Herrn wird so ganz authentisch auch zum Tag des Menschen.“³

In einer Zeit zunehmender Individualisierung ist es notwendig zu betonen, wie sehr gerade aus der Feier des Sonntags Gemeinschaft erwuchs. Der Kernpunkt ist die Versammlung der Gläubigen zum Gottesdienst, Messe genannt – was klingt an diesem Ort hier in den Ohren von Kaufleuten? –, in kirchlichem Sprachgebrauch Eucharistie, Danksagung. Wesentlich ist für die Struktur dieser Versammlung, wie das Wort schon sagt, die Gemeinschaft. Sonntag ermöglicht Gemeinschaft. Haben wir hier nicht einen Auftrag und eine Verpflichtung?

Wenn sich beim Handel angesichts dessen Widerspruch regt, kann ich das verstehen. Aber ich bitte um des Menschen willen dies zu bedenken. Ich bitte auch, dies zu bedenken, damit Kirche und Handel nicht inkompatible Größen bleiben. Sie müssen es nicht.

Ich denke hier auch an die Advents- oder Weihnachtsmärkte. Der Advent beginnt nun mal nicht schon 14 Tage vor dem ersten Advent, und Weihnachten mit Krippe und Weihnachtsbaum beginnt frühestens am Abend des 24. Dezember und in der Heiligen Nacht. Setzen wir uns und die Menschen nicht auch einem Druck aus, der weder dem Leben noch dem Überleben gut tut, wenn wir die Stille und Heilige Nacht schon besingen, wenn sie wirklich noch nicht dran ist?

An dieser Stelle erlaube ich mir noch einen Blick in eine tiefere Dimension unserer Beziehungsgeschichte. Ich finde es bemerkenswert, dass die Kirche in ihrem Beten das weihnachtliche Festgeheimnis mit dem Begriff Kommerz bezeichnet. Um tiefer zu verstehen, was es eigentlich um diesen Jesus ist, wie diese Lebensgestalt des Menschen aus Nazareth näher auch in Begriffe zu fassen ist, wurden verschiedene Bilder gewählt.

Es handelt sich hier um einen Vorgang, der allzu bekannt ist. Ich erinnere nur an die Art

und Weise, mit der jemand dem Menschen, dem er sich am tiefsten verbunden weiß, der sich als seiner Liebe am meisten Wert erweist, in seinen Gedanken umkreist und mit seinen Worten auf einen Punkt zu bringen versuchen. Er wählt Bilder und er tut es auch dann noch, wenn er sich von ihm absetzt. Gleichzeitig weiß jeder, dass er damit sein Geheimnis nicht ausgelotet hat, so wie niemand selbst das Geheimnis seiner Person ausloten kann. So ging es den ersten Christinnen und Christen, als sie versuchten, ihre Erfahrungen mit diesem Jesus von Nazareth mit seinen Worten und Taten, vor allem aber mit seinem Leiden und Sterben und erst recht mit seiner Auferstehung in Begriffe zu fassen versuchten. Es wurde ihnen immer deutlicher, dass in ihm Gott gehandelt hat, dass Gott in ihm anwesend war.

Als schönes Bild erschien ihnen das Wort vom *commercium admirabile*, das Bild vom wunderbaren Tausch. In der Liturgie der Kirche hat dieses folgenden sprachlichen Ausdruck gefunden: „Denn einen wunderbaren Tausch hast du vollzogen: Dein göttliches Wort wurde ein sterblicher Mensch und wir sterbliche Menschen empfangen in Christus dein göttliches Leben“ (Präfation der Weihnachtszeit).

Es ist ein wunderbarer Kommerz: Gott wird Mensch, damit wir Menschen göttliches Leben empfangen. Die ersten Theologen der Kirche, die wir die Kirchenväter nennen, sprechen auch ausdrücklich vom Preis, den das gekostet hat: Es ist der Preis des Blutes Christi, der, wenn denn Gott schon Mensch wird, alle Tiefen des Menschseins durchlebt, Leiden und Tod, Grab und Totsein nicht ausgeschlossen. Nur wenn Gott wirklich Mensch wird, so sagt der christliche Glaube, wenn er also nicht irgendein Zwischenwesen darstellt, und wenn damit Gott in alle Tiefen des Menschseins einsteigt, kann der Mensch erlöst werden. Das kostet Gott etwas. Den Preis hat er selbst zu zahlen. Wenn Gott überhaupt jemand ist, der sich mit dem Menschen einlässt, wenn er also mehr ist als ein gedankliches Konstrukt, als ein Postulat

der Vernunft, das für irgendwelche Belange menschlicher Ordnung und menschlichen Zusammenlebens gebraucht wird, wenn er wirklich eine Beziehung zum Menschen eingeht, und diese Beziehung nicht die Projektion unserer menschlichen Wünsche darstellt, dann geht es eben wie in jeder Beziehung: Hier wird gehandelt, sie kostet etwas. Im Handel Gottes mit dem Menschen geht es um die Ehre Gottes und um die Ehre des Menschen. Wir Christen glauben, dass Gott den Menschen zu seiner höchsten Ehre erhebt, wenn er selber Mensch wird. Ja, wir glauben, dass die Ehre Gottes der leibhaftige Mensch selber ist, wie es der Bischof Irenäus von Lyon aus dem Ende des zweiten Jahrhunderts gesagt hat.

Übrigens setzt sich diese Struktur des Tausches in die Konkretion der kirchlichen Feiern fort. Denken wir z. B. an die katholische Auffassung von der Messe: Wir glauben daran, dass Jesus Christus die Gestalt des Brotes annimmt, um unsere Speise zu werden, damit wir immer mehr in seinem Leib eingegliedert bleiben. Wer sich dem nur ein wenig annähert, selbst wenn er der grundsätzlichen Überzeugung gegenüber skeptisch bleibt, wird zumindest verstehen, dass es die, die daran glauben, geradezu zur Feier gedrängt hat, dass diese Feier sich verdichten musste im gottesdienstlichen Gesang und Gebet, dass es aber über den Raum der Kirche selbst hinausdrängte, in eine Feier, die sich im alltäglichen Leben fortsetzte. Sogleich kann man verstehen, dass der Christ und die Christin, die sich nach diesem Jesus von Nazareth benennen, im tiefsten Kern ihres Wesens wussten, wie sehr dieses Engagement Gottes ihr Leben prägt. Dazu bedarf es keines erhobenen Zeigefingers, das kommt von innen heraus und wird selbstverständlich. In der Tat: Man kann als Christ Kaufmann und Kauffrau sein, man kann Handel treiben. Sitte und Moral ergeben sich aus dem Glauben selbst. Manches kann ein Christ einfach nicht, nicht weil er es nicht darf, sondern weil es von seinem Inneren her nicht geht.

Hier sehe ich die Herausforderung unserer gegenwärtigen Stunde. Wir wissen um Hektik, Zeitbeschleunigung, wir wissen um die Not, das Leben wie eine letzte Gelegenheit anzusehen. Jeder von uns kennt das Lebensgefühl, den Markt der Möglichkeiten auszuschöpfen, obwohl vom Inneren her zu spüren ist: Du kannst das gar nicht. Die Menschen möchten auf allen Kanälen zappen. Zugleich spüren sie, dass ihre Zeit begrenzt ist und nur ein wenig von allem zu erhaschen ist. Aber: Zugleich hat die Zeit die große Chance, dass ich in der Tiefe mehr mitbekomme als im oberflächlichen Vielerlei. Die Kaufleute wissen um den Drang, es immer mehr, immer besser, immer schneller zu machen. Sie wissen auch um die Gefahr, dabei zu kollabieren. Als Christen aber wissen wir, dass *„der Fortschrittsglaube Flucht aus der Zeit ist, weil er vor allem Ewigen in der Zeit flieht“*⁴. Hier sind wir noch einmal an einem ganz entscheidenden Punkt, der uns zu Jesus zurückführt.

Für ihn waren seine Botschaft und der Handel keine inkompatiblen Größen. Um das Schöne, das er den Menschen zu bringen hat, ins Bild zu fassen, wählt er das Gleichnis von dem Kaufmann aus, der wertvolle Perlen sucht (vgl. Mt 13, 45-46). Als er eine kostbare Perle findet, verkauft er alles, was er besitzt und kauft diese. Jesus will damit sagen: Wer von dem ergriffen ist, was Er in seiner Botschaft den Menschen zu bringen hat, der kann sich an dem Kaufmann ein gutes Beispiel nehmen; denn der weiß, wo die wahre Kostbarkeit in seinem Lebensbereich liegt. Die Botschaft Jesu ist die kostbare Perle, für die man alles verkaufen kann, um sie zu erwerben.

Wir wissen, dass Frauen und Männer im Laufe der Geschichte des Christentums dies wörtlich befolgt haben. Sie gaben alles hin, schenkten es den Armen, um nur Jesus zu besitzen und ihm ihr Leben zu schenken. Kaufleute können das auch, selbst wenn sie reiche Kaufleute bleiben. Um Christ zu sein, braucht man nämlich nicht aus der Welt Abschied zu nehmen, sich aus der Welt, z. B. des

Handels, zurückzuziehen. Aber es ist möglich, Abstand zu haben und von Ihm her, der kostbaren Perle, die Er ist, das Leben, das Tun und Handeln, die Welt der Waren, des Kaufens und Verkaufens anzuschauen und sich von dort her die Maßstäbe bestimmen zu lassen. Ich bin überzeugt, dass man als Kaufmann Christ sein kann. Freilich kann es mitunter bedeuten, dass man nicht so gut dasteht wie der, der skrupellos die Dinge angeht, der sich hetzen lässt von der eigenen Cleverness ohne Rücksicht auf die Armen. Es ist möglich, als christliche Kaufleute den Kürzeren zu ziehen. Aber das Leben ist eben nicht die letzte Gelegenheit, weil es den gibt, der als Auferstandener eine kostbare Perle für Ewiges bleibt. Es ist möglich, in der Zeit diesen Ewigen bei sich zu haben.

Meines Erachtens ist es notwendig, dass immer wieder und zu allen Zeiten, nicht nur zu unserer Zeit, Frauen und Männer da sind, die sich die Ehre Gottes in ihrem Handel und Wandel, in ihrem Kaufen und Verkaufen auf die Fahne schreiben. Gerade Kaufleute haben als Christinnen und Christen eine wunderbare Aufgabe, die vielen Dinge, das Vergängliche, mit dem sie täglich umgehen, mit dem Ewigen und Unvergänglichen zu behaften, einmal deshalb, weil sie es als von Gott Geschaffenes ansehen können, selbst wenn es von Menschen hergestellt wurde. Indem sie mit dieser geschöpflichen Wirklichkeit gut umgehen, loben sie den, der es ihnen als schön und gut geschenkt hat, und durch den inneren Abstand, den sie zu den Dingen haben, dokumentieren sie, dass es mehr als Alles gibt.

Ich komme noch einmal auf den Sonntag zurück; denn in ihm sehe ich symbolisch all das zusammengefasst, was ich aus der Wirklichkeit des Glaubens heraus darzustellen versuchte – im Blick auf die Berufsgruppe der Kaufleute. Um des Menschen Willen ist der Sabbat geschaffen, so sagte es schon Jesus (vgl. Mk 2, 27). Er ist tiefster Ausdruck unserer christlich-abendländischen Kultur und Zeugnis dafür, dass Mitte, Ausgangspunkt und Ziel unserer Bemühungen der lebendige

Mensch ist. Selbst wenn manche meine christliche Überzeugung nicht teilen können, lade ich sie ein, ihr nachzuspüren, weil Sie merken werden: Sie tut Ihnen keine Gewalt an, sondern sie lädt Sie ein zu tieferem Verstehen Ihres Menschseins. Vielleicht können sie sogar spüren, dass die tiefste Sehnsucht ihres Herzens hier berührt und erfüllt werden kann. Wir haben es gar nicht nötig, uns hetzen zu lassen, auch wenn unser Appetit auf Welt, auf Dinge, auf all das Schöne, was uns die Warenhäuser bieten, kaum gestillt werden kann. Auch wenn die Kaufleute alles ersinnen, um unseren Appetit dazu anzuregen, es gibt auch die kostbare Perle und im Acker der Welt den kostbaren Schatz, dass einer um den Preis seines Lebens das Leben für alle und für immer erworben hat.

Anmerkungen:

- ¹ Für den Artikel überarbeiteter Vortrag beim Einzelhandelsverband Ruhr e.V. für die Städte Essen und Mülheim a.d. Ruhr im Hauptverband des Deutschen Einzelhandels am 20. Januar 2004.
- ² Dies Domini – Schreiben Papst Johannes Paul II. über den Sonntag, Nr. 65.
- ³ Ebd., Nr. 68.
- ⁴ Hans Urs von Balthasar: Theodramatik III, 86.

Mehr als ein Knast-Kunst-Kalender

Wie es begann

In jedem Gefängnis wird gemalt. Sei es – besonders in der Untersuchungshaft – zum Zeitvertreib und aus Langeweile oder, wenn das Talent ausreicht, als Porträtmaler von Mitgefangenen, um sich auf diese Weise die in der Gefangenschaft begehrten Artikel wie z. B. Tabak, Kaffee und Süßigkeiten zu verdienen. Solche Zeichen- und Malaktivitäten werden mitunter durch Malgruppen unterstützt. In der JVA Krefeld wurde dies sogar von der Gefängnisseelsorge initiiert und wird weiterhin finanziell gefördert. So entstehen im Laufe der Zeit viele interessante Bilder, die nicht nur manches bis dahin versteckte Talent zutage brachten, sondern auch die Wände in den Haftanstalten schmücken. Dadurch entwickelte sich die Idee, die hinter Mauern entstandenen Kunstwerke auch einmal einem breiteren Publikum zu präsentieren.

Ein großes Möbelhaus in Krefeld eröffnete 1998 einen besonderen Möbelladen mit dem Namen K.N.A.S.T. (Kult, News, Action, Szene, Trends zum Mitnehmen). Mit einem großen Pressewirbel wurde die Eröffnung gefeiert. „Wenn die den Namen ‚Knast‘ schon gebrauchen, dann können sie den echten Knast in Form eines Kunstkalenders mit Bildern von Gefangenen auch sponsern“, so lautete der Tenor des Briefes vom Gefängnisseelsorger an die Geschäftsleitung.

Deren Antwort war positiv! So wurde die Idee umgesetzt. Der „K.N.A.S.T. hilft Knast Kunstkalender“ war bald fertig. Im Septem-

ber 1999 wurde der Kalender zusammen mit einer Ausstellung der Bilder und einem Nachbau einer Gefängniszelle in Originalgröße bei der Geburtstagsfeier zum einjährigen Bestehen im Mitnahme-Möbelhaus K.N.A.S.T. der Öffentlichkeit vorgestellt. Etwa einen Monat lang stand die Zelle im Eingangsbereich des Möbelhauses.

Wie es weiterging

Die Zusammenarbeit mit dem Möbelhaus dauerte leider nur ein Jahr, u. a., weil in einer relativ kleinen Anstalt wie Krefeld nicht so viele gute Bilder entstehen, um damit jedes Jahr einen Kalender herstellen zu können.

Darum beschlossen die Gefängnisseelsorger der Justizvollzugsanstalten in Willich I und II (Männer und Frauen), mit Krefeld gemeinsam einen Kunstkalender herauszugeben.

Bilder in ausreichender Zahl waren schnell gefunden. Eine besondere Note bekam dieser für das Jahr 2003 hergestellte Kalender durch Texte, die die Bilder ergänzten. Diese Kombination soll zum Nachdenken anregen oder auch provozieren. Einige Texte stammten von Gefangenen. Dass der Kalender in der Druckerei der JVA Willich I in beachtenswerter Qualität hergestellt wurde, darf als weiterer Beweis für die Leistungsfähigkeit inhaftierter Menschen gewertet werden. Die Resonanz in der Presse und in der Öffentlichkeit war entsprechend positiv. Auch der Verkauf (über die Gefängnisseelsorge, Gemeindefeste, an Kirchentüren nach Gottesdiensten, SKM, Mund-zu-Mund-Propaganda) lief überraschend gut. Die Kosten für die Produktion konnten ganz gedeckt werden.

Ein nächster Schritt war dann der Beschluss der Diözesankonferenz der Gefängnisseelsorge im Bistum Aachen, den Kalender für das Jahr 2004 gemeinsam herauszugeben, so dass eine noch größere Verbreitung mit Bildern aus allen Haftanstal-

ten des Bistums ermöglicht wurde. Unser Bischof Dr. Heinrich Mussinghoff war sofort bereit, ein Grußwort zu schreiben. Er betonte die Wichtigkeit der Gefängnisseelsorge in der Gesamtpastoral, rief dazu auf, Vorurteile abzubauen und lud zu Nachdenklichkeit und Versöhnung ein.

Die Resonanz auf diesen Kalender und der Verkauf waren wieder sehr ermutigend, so dass wir nun jedes Jahr einen Kunstkalender „aus dem Knast“ auf Bistumsebene herausgeben wollen.

Was in betroffenen Gefangenen vorgeht

Günter J. hat inzwischen mehrere Bilder zu den Kalendern beigesteuert. Er ist Ende 30 und zu einer lebenslangen Haft verurteilt. Vor acht Jahren wollte er zur Verschönerung seiner öden Zelle ein Bild haben. Ein begabter Mitgefangener sollte es ihm nach seinen Vorstellungen malen. Doch der winkte ab, drückte ihm stattdessen Papier, Pinsel und einige Farbreste in die Hand. Und Günter J., gelernter Betonbauer und Bauzeichner, begann zu malen. „Da habe ich ein Medium gefunden, um das auszudrücken, was mich bewegt!“ sagt er heute. Tatsächlich hat er im Malen ein Mittel gefunden, das seine im Knast angestauten Aggressionen zu verarbeiten und auszudrücken hilft.

Der einfache Schulmalkasten ist mittlerweile abgelöst von Acryl- und Ölfarben. J. experimentiert mit verschiedenen Mischtechniken. Notwendiges Wissen hat er sich mit Hilfe von Fachbüchern angeeignet. Wer seine Bilder, die auch schon zu einer eigenen

Ausstellung zusammengestellt worden sind, anschaut, glaubt ihm, wenn er von seinem Malen behauptet: „Damit komme ich über die Mauern der Haftanstalt!“

Neben den Bildern legen wir Wert auf einen zum Bild korrespondierenden Text. Auch da gibt es Beispiele von Gefangenen, die in der Haft aus unterschiedlichen Motiven begonnen haben zu schreiben. Oft sind der Kampf gegen die Langeweile (in vielen JVA's beträgt die Arbeitslosigkeit etwa 50 %), die Einsamkeit, Aggression oder Ohnmacht, auch Frust oder „Kopfkino“ Auslöser, sich im Niederschreiben von Gedanken und Gefühlen Luft zu verschaffen. Erstaunlich viele Gefangene gibt es, die sich mit der Bibel auseinandersetzen. Dadurch wird die Frage nach dem Sinn, die Aufarbeitung der Straftat, die Suche nach sich selbst angestoßen. Zum Teil schlägt sich diese Auseinandersetzung sogar in Gebeten nieder. So stammt auch der nebenstehende Text von einem zu lebenslanger Haft verurteilten Mann, der schon seit über 20 Jahren seine Strafe verbüßt. Auf dem Monatsblatt Dezember 2003 war dieser Text im Kunstkalender abgedruckt.

Gehör

Wer versteht uns
und die Not im Gefängnis?
Wer hört
die Hilferufe aus den Zellen?
Wer vernimmt
das Schreien
aus der tiefen Not der Herzen?
Wir sind dankbar,
wenn wir in unserer Not
Gehör finden
bei verständnisvollen Menschen.
Gott hat uns schon lange gehört.
Willst Du es Ihm nicht nachtun?

Stefan B.

Bilder und Texte wirken wie Signale und Schreie: Bitte, sieh nicht weg, schau hin! Bitte,

hör zu. Gib mir eine Chance zum Neuanfang. Gib mir eine Möglichkeit, in der Gesellschaft einen Platz zu finden, wo ich werden kann, was mir bisher durch meine Schuld und eigenes Versagen nicht gelungen ist!

Mehr als ein Knast-Kunst-Kalender

Wenn aus dem bisher Geschilderten noch nicht deutlich genug geworden ist, warum

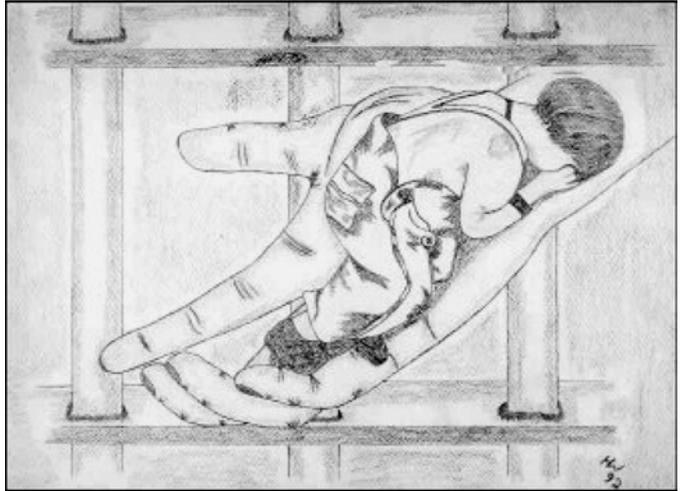
wir Gefängnisseelsorger den Kalender auch als ein pastorales Anliegen verstehen, dann sei dies noch zur Vertiefung angefügt.

Im Umgang mit Straftätern, die besonders schwere und brutale, sogar unverständbare Straftaten begangen haben, wächst die Neigung, es mit der Menschenwürde (sie selbst haben sie ja anderen oft genommen) nicht so genau zu nehmen. Der Hang und Drang zum Gegenschlag, „Wie du mir- so ich dir!“ sitzt tief in uns trotz einer Jahrhunderte alten Kultur- und Religionsgeschichte. Im Gefängnis und im Umgang mit Gefangenen wird der Konflikt zwischen Strafbedürfnis und Wiedergutmachung, Resozialisierung besonders deutlich. Dabei brauchen Gefangene weniger Bedauern und Mitleid (in der Regel tragen sie die Verantwortung für ihre Taten und dementsprechend auch die damit verbundenen Konsequenzen) als vielmehr Menschen, zumal Christen, die Versöhnung nicht nur verbal fordern, sondern praktizieren. Denn nicht selten werden Schuld und Versagen in der Gesellschaft und bei uns selbst verdrängt und den Kriminellen zusätzlich aufgelegt. Wenn dann noch Mauern und Zäune an Gefängnissen höher gebaut werden, wenn man sich von mehr technischer Überwachung auch mehr Sicherheit inner- und außerhalb der Mauern verspricht, müssen wir von der Gefängnisseelsorge die Würde der Person und Gotesebenbildlichkeit eines jeden Menschen betonen, weil uns das Jesus Christus vorgelebt hat.

Beim Weltfriedensgebet in Aachen, vom 7. 9.-9. 9. 2003, haben wir mit einigen Gefängnisseelsorgern am Podiumsgespräch über die Todesstrafe teilnehmen können. Auch die amerikanische Nonne Sister Helen Prejean (bekannt geworden durch ihr Buch und den gleichnamige Film „Dead man wal-

king“) saß auf dem Podium. Sie verstand die am Kreuz ausgestreckten Arme Jesu als die zwei Seiten von Opfer und Täter, die so veröhnt werden.

Ihr und den anderen Podiumsvertreterinnen und -vertretern konnten wir einen Kalender als Geste gemeinsamer Sorge um Gefangene und ernsthaften Bemühens um Versöhnung vor und hinter Mauern überreichen.



in: *Knast-Kunst-Kalender 2000*

Mehr als ein Knast-Kunst-Kalender hängen jetzt irgendwo in USA, in Japan, in Italien und Neuseeland.

Der Kalender 2005 ist im Internet unter: www.skmKrefeld.de zu sehen. Bestellt werden kann direkt im Internet, beim SKM Krefeld, Hubertusstraße 97, 47799 Krefeld, Telefon 021 51/84 12 20 oder beim Bischöflichen Generalvikariat; Abt 2.2, Postfach 100311, 52003 Aachen, Tel.: 02 41/45 23 82, E-Mail: doris.schmitz@gv.bistum-aachen.de

Literaturdienst

Reinhard Kürzinger / Bernhard Sill: **Das große Buch der Gebete**. Pattloch, München 2003. 896 S.; 24,90 EUR.

„Sammler sind glückliche Menschen“, sagt Goethe. Gebete können wir sammeln wie Schätze; Gebetssammlungen dienen aber nicht der spirituellen Besitzanhäufung, sind kein Privateigentum geistreicher Gottesverehrer. Gebetsschätze werden veröffentlicht, mitgeteilt, dem Zugriff der betenden Leser freigegeben, verschenkt. Sammelt die Reste, damit nichts verloren geht (vgl. Joh 6,12)! In diesem Buch werden Worte vor dem Vergessen gerettet, die Menschen in Vergangenheit und Gegenwart vor Gott gefunden haben. Wie Lebensmittel werden sie zusammengetragen, damit sie uns Vorrat werden für härtere Zeiten. Denn gerade *berufsmäßige Vorbeter* spüren: wir leben geistlich nicht in Zeiten des Überflusses, sondern des Mangels, der Armut, des Vermissens, der Ratlosigkeit. Leben wir in einer Verfallsgeschichte des Gebets? Dieses Buch widerlegt die pessimistische Sicht, die Sprache des Gebets sei inzwischen eine „tote Sprache“. Doch wir gestehen uns ehrlich ein: Uns fehlt das Wort! Wir müssen neu in die Schule alter Worte und neuer Ausdrucksformen des Glaubens gehen.

Diese Fundgrube, dieses Schatzhaus des gebeteten Wortes versteht sich als „die größte jemals in deutscher Sprache erschienene Anthologie von Gebeten“ (Klappentext). Die Kirche mit ihrem großen Gedächtnis ist eine einzigartige Sammlerin von Kostbarkeiten. R. Kürzinger und B. Sill, die Herausgeber dieser Kollektion, gleichen dem biblischen Hausherrn, der (vgl. Mt 13,52) aus seinem reichen Vorrat Neues und Altes hervorholt: ungehobene, erstveröffentlichte, *seltene* Schätze und das geistliche Urgestein der Tradition.

Wenn uns die Worte fehlen und der eiserne Proviant von geistlichen Überlebensworten zur Neige geht, dann lehnen wir uns an den Wort gewordenen Glauben großer Vorbeter. Das *große Buch der Gebete* ist eine Einladung zum persönlichen Gebet. Es füllt eine Leere, eine Lücke. In den z. T. erstveröffentlichten Gebeten und Gebetsversuchen (jedes Gebet ist ein Wagnis, ein Versuch!), in denen zutiefst Privates (das Gottesverhältnis, die Gottesbegegnung also) preisgegeben wird, halten uns die Autoren einen Gebetsmantel hin, unter den Gebetsmüde wieder und nachfolgende Generationen neu schlüpfen können. Wir lassen uns lesend von uralten Worten oder der suchenden Gebetsprache moderner Gottsucher inspirieren und erfahren: Gebete sind vom Geist eingegeben und helfen uns auf in unserer Unfähigkeit zu beten: gesammelte Lebenserfahrung vor Gott! Das formulierte Wort kann dem Gebet jenseits aller

Worte aufhalten. Darum ist dieses Gebetbuch ein Lernbuch für lebenslang Übende, das uns zur Entdeckungsreise in eine oft fremd gewordene schwere Sprache ermutigt.

Die geformten, erprobten Gebete des Buches wollen zitiert und dann angeeignet werden. Fremde Gebete können zu guten Vertrauten werden. Denn gesammelt werden in diesem Buch keine toten Gegenstände, sondern Sprechübungen eines beziehungsreichen Glaubens. So sehr sie zunächst einem anderen gehören, sie wollen – vielleicht erst zu einem späteren Zeitpunkt – auswendig gelernt und verinnerlicht werden.

Sammlungen bilden Vielfalt ab. Und dieses Buch lässt staunen, wie polyphon Menschen zu ihrem Gott sprechen, sich an das namenlose Geheimnis herantasten, „Tiefenbohrungen“ wagen. In ökumenischem Geist kommen Beterinnen und Beter aller Konfessionen und Zeiträume zu Wort: Heilige und Zeitgenossen, Dichter und Gebetskreise, erfahrene geistliche Autoren und anonyme Stimmen, Gebete aus den Neuen Kirchen und aus einem Kreis von Theologiestudenten der Universität Eichstätt.

Sammlungen ordnen die Vielfalt. Der anthropologische Ansatz dieser Sammlung – der betenden Mensch und sein Gott – hilft denen in ihrer Wortlosigkeit, die ihre liebe Not haben mit der Sprache des Glaubens. Das Gebet ist keine Flucht von mir weg. Das Gebet hilft, mir selbst, dem Anderen, dem göttlichen Geheimnis der Welt tiefer zu begegnen. Es lässt mich beziehungsreicher leben. Es heiligt die Zeit und deutet mir besetzte Orte, es entführt mich nicht aus der Welt, sondern öffnet meine Augen für das, was Not tut. „Bin ich ganz bei mir (selbst), dann bin ich bald auch ganz bei Gott (selbst)“ (29), so sagen es die Herausgeber in dem sehr lesenswerten Vorwort. Beten ist die „kinderschwere“ (39) Kunst, den nicht blütenweißen Stoff des Lebens ungekünstelt, „erfahrungsgeerdet“ (31) vor Gott zur Sprache zu bringen. Betend verliere ich mich nicht, sondern finde mich vor Gott wieder. Gebetssammlungen tragen zusammen, was geistverbunden zusammengehört; sie helfen, uns zu sammeln, wenn wir uns verstreut, zerstreut erfahren. Sie ermutigen zu neuen Sprechersuchen, das eigene Leben bewusst vor Gott *unterzubringen*.

Ausgesprochen hilfreich ist das Quellenverzeichnis, ein Verzeichnis der Beterinnen und Beter und der Gebetsanfänge dieses vielseitigen umfassenden Werkes. Doch den *Sammlerwert* dieses Buches bestimmen wir Leser. Sind wir bereit, in die Schule großer Beter zu gehen? Dieses Buch gehört in die Hand derer, die vorbeten und Anregungen für das gottesdienstliche und persönliche Gebet suchen. Gebete sind keine Sprachkunstwerke, sondern *Gebrauchsgegenstände*. Diese Gebete wollen also nicht getrost nach Hause in unser Regal, sondern nach und nach in Gottes Ohr getragen werden!

Kurt Josef Wecker

Unter uns

Auf ein Wort

„Allem ‚Rationalismus‘ zum Trotz weiß [Karl] Rahner natürlich auch, daß rationale Argumentation allein den Glauben weder begründen noch vertiefen kann, noch daß dadurch Glaubenszweifel beseitigt werden können. ... Einmal diskutierte ich heftig über die ‚Beweiskraft‘ seines transzendenten Gottesbeweises. Immer wieder hatte ich eine Gegenrede und einen Einwand (und es war mir ernst damit). Als die Diskussion ausweglos wurde, beendete er das Gespräch mit den Worten: Ich glaube, weil ich bete. Ich habe diesen Satz nicht vergessen; ich werde ihn nie vergessen.“

Karl-Heinz Weger
in: Geist und Leben 57 (1984), 51

Martins Kopfbedeckung

Sonntag, 19. November. Einer der letzten Martinszüge zieht im Bezirk Krefelder Straße. Während der Tütenausgabe steht Sankt Martin mit blitzendem Goldhelm und rotem Federbusch darauf einige Zeit mit seinem Pferd auf dem Schulhof, und manche Eltern mit ihren Kindern begrüßen den Heiligen Mann und streicheln den prächtigen Apfelschimmel.

Stolz erzählt der kleine Timmy zu Hause seinen Großeltern, dass er dem Martin die Hand gegeben und das Pferd getätschelt habe. „Der Sankt Martin hatte einen langen Mantel an und einen komischen Hut auf dem Kopf. Und obendrauf hatte er einen roten Besen!“

Hans Orth, Viersen

Nachsendung

Jerome D. Engel suchte in einer Stadt, in der er ein Glaubensseminar hielt, das Postamt. Er fragte einen Knaben, der ihm über den Weg lief. Der Knabe beschrieb ihm genau, wo er das Amt finden könne.

„Du bist ja ein kluger Junge“, sagte Engel. „Weißt Du auch, wer ich bin?“

Der Junge wusste es nicht.

„Ich bin der berühmte Prediger, der die Menschen zur Frömmigkeit bringt. Wenn du heute Nachmittag zu meiner Veranstaltung dort drüben in den Saal kommst, dann zeige ich dir den Weg zum Himmel.“

„Ach was“, meinte der kluge Knabe. „Sie kennen ja nicht einmal den Weg zum Postamt.“

Internetfundsache

Kinderbriefe an den lieben Gott

Lieber Gott,
wenn Du so klug bist, so zeig doch einmal, ob Du lesen kannst was ich zu sagen habe. Es ist meine Geheimschrift, niemand kennt sie: VDOL RBT CLIKS NT PSO KLHSM ATFO
Wenn Du das lesen kannst, lass' es morgen regnen, dann weiß ich Bescheid.

Dein Dir unbekannter Freund Johannes

Internetfundsache

Der halbe Nuntius

Angelo Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., machte sich oft über seine eigene Leibesfülle lustig. Anlässlich eines Besuchs der erlauchten französischen Akademie fragte ihn jemand nach seinem Eindruck. Roncalli saß auf seinem Stuhl und murmelte: „Schön, schön.“ Dann stand er auf und fügte hinzu: „Leider gestatten die Stühle das Sitzen nur einem halben Nuntius.“

Papst Johannes XXIII